9

A II 918 (2)

Landesbibliothek Coburg (70)
022002438564
A. II. 9
10024
β'
45
Landesbibliothek
Coburg

Auserlesene Moralische Schriften

von

Plutarch.

Aus dem Griechischen.

Zweyter Band.

Zürich,
bey Füeßlin und Compagnie, 1769.

Landesbibliothek Coburg

A II 918

Landesbibliothek
Coburg

Vorrede.

Ich habe dem Leser bey Bekanntmachung dieses zweyten Bändgens nur wenig zu sagen. Es haben mich verschiedene Personen, deren Einsichten, Gesinnungen und Geschmack ich verehre, aufgemuntert, diese Arbeit fortzusetzen: Und ich will es gestehen, ich war sehr geneigt mich dazu bereden zu lassen. Ich will nicht sagen, daß ich mit Vergnügen wahrgenommen, daß viele, die Plutarch, den Sittenlehrer, näher zu kennen wünschten, bey Durchlesung dieser Stücke, in ihrer Erwartung nicht betro-

gen zu seyn glaubten, welches für meine Uebersetzung nicht ungünstige Vermuthungen veranlassen könnte; sondern nur die nähere Bekanntschaft, die ich dadurch mit diesem vortreflichen Manne, und mit seiner Denkensart erhalten, das Vergnügen, das ich daraus geschöpft, lockte mich an, durch Fortsetzung derselben, auch mein Vergnügen zu verlängern. — Das Papier wird, seit Juvenals Zeiten, so häufig verschwendet, daß ich kein Bedenken trug, demselben nicht zu schonen, und einen Versuch zu machen, ob meine Arbeit vielleicht meinen Nebenmenschen Nutzen oder Vergnügen bringen mögte?

Noch ein paar Worte von der Auswahl. Zwey Stücke mögten vielleicht einige Leser

befrem-

befremden. Erstlich die Abhandlung, daß ein nach der Lehre des Epikurs geführtes Leben nicht glücklich seyn könne. Allein man wird bey Durchlesung derselben, so vortrefliche Sachen, vortreflich ausgedrückt antreffen, daß man meine Wahl billigen wird. Daneben scheint sie auf einige Lehren, Philosophien, Maximen, Lebensarten gewisser Leuthe in gewissen Gegenden zu unsern Zeiten so wol zu passen, daß ich hofte, ein heidnischer Lehrer mögte da vielleicht einigen Eingang finden, wo man vor der simpeln, erhabenen, rührenden Sittenlehre des Evangeliums beyde Ohren verstopft, oder in dummem Stolz dieselbe verachtet.

Demnach mögte das letzte Stück von dem Glücke der Römer nicht genug moralisch

zu seyn scheinen. Weil ich aber dem ersten Band den Menexenus des Plato, der auch gröstentheils historischpolitisch ist, angehängt habe, so dacht ich, es wäre nicht unschicklich, wenn dieses hier eine Stelle fände. Neben dem zeigt sich Plutarch darinne sehr als Redner; und einige mögten ihn doch vielleicht auch von dieser Seite gerne kennen lernen.

Zürich, den 13. October.
1769.

Innhalt.

Seite.

I. Daß ein der Lehre des Epikurs gemäßses Leben nicht fröhlich seyn könne. 3

II. Von der Habsucht. — — — 107

III. Von der falschen Schamhaftigkeit. 131

IV. Vom unanstößigen Selbstlob. — 171

V. Wie uns Feinde nützlich werden können. 241

VI. Von dem Glücke der Römer. 246

Mora=

Inhalt.

I. Daß ein der Rechte des [illegible] gemäß [illegible] Schönheit [illegible] können.

II. Von der Schönheit. — [illegible]

III. Von der feinsten Empfindsamkeit. 131

IV. Dem mannichfaltigen Gefühle. — 171

V. Daß uns Schöne niemals [illegible], [illegible] [illegible]. 201

VI. Daß eine Stärke der Schöne. 216

Moralische Schriften

von

Plutarch.

I.

Daß ein der Lehre des Epicurus gemässes Leben nicht frölich seyn könne.

Der vertraute Freund des Epicurs, Kolotes, hat eine Abhandlung bekannt gemacht, mit der Aufschrift: Daß es sich nach den Lehrsätzen der andern Philosophen gar nicht leben lasse.

Nun habe ich, was mir zur Vertheidigung der übrigen Philosophen gegen den Kolotes beygefallen war, schon zuvor in einer Schrift angemerkt. Weil aber, da die Versammlung nach geendigtem Gespräch auseinandergegangen, sich sehr viele auf dem Spaziergang gegen diese Sekte erklärt haben, so hat es mich nicht un-

schicklich gedeucht, auch mit diesen eine schärfere Prüfung vorzunehmen, geschähe solches auch in keiner andern Absicht, als denjenigen, die andre zurechtzuweisen suchen, zu zeigen, daß man die Lehrsätze und Schriften derer, welche man widerlegen will, nicht müsse nur so obenhin gelesen haben, und daß es keine anständige Art zu verfahren sey, wenn man Leute von schlechten Einsichten durch hie und da abgerissene Sätze der Gegner, oder durch Worte, die sie nicht geschrieben, sondern nur von ungefähr haben fallen lassen, hinter das Licht führt.

Da wir aus dem Hörsaal nach unsrer Gewohnheit in das Gymnasium hervorgiengen, sagte Zeuxippus: Es will mich bedünken, man habe mit zu wenig Stärke und Nachdruck, und gar nicht mit derjenigen Freymüthigkeit, den der Gegenstand erfodert hätte, von der Sache geredet. Deswegen hat auch Heraklides, im weggehen, uns Vorwürfe gemacht, nachdem er über den Epikur und Metrodorus, ohne unser Verschulden, allzufrech losgezogen.

Must

Must du nicht einräumen, erwiederte Theon, daß, mit jenen vergliechen, Kolotes in seinen Reden noch recht sehr bescheiden sey? Sie haben die häßlichsten Schandworte zusammengehäuft; Narrentheidigung, Schwulst, Stolz, Hurerey, Mord, die Benennungen seufzender Verführer der Jugend und Kopfverwirrender Lehrer; solche Beschimpfungen haben sie über den Aristoteles, und den Sokrates, und Pythagoras, und Protagoras, und Theophrast, und Heraklides, und Hipparchus ausgegossen, und keinen grossen Mann damit verschonet. Wenn sie im übrigen noch so grosse Philosophen wären, so verdienten sie doch allein wegen dieser Lästerungen und Verläumdungen, daß man ihnen auf wahre Philosophie nicht den geringsten Anspruch zu machen gestattete. Neid, und Eifersucht die aus Schwachheit ihren Schmerz nicht verbergen kann, können niemals den Zutritt zu diesem göttlichen Chor der Weisen erlangen.

Aristodem nahm hierauf das Wort: Heraklides, sagte er, ist ein Grammatiker, und er wollte die Benennungen des poetischen Pöbels,

und das ungeschmackte Geschwätz, das die Epikureer dem Homer vorwerfen, dankbar erwiedern; oder auch that ers, weil Metrodorus in vielen Stellen seiner Schriften dem Homer so schimpflich begegnet.

Allein wir wollen diese gehen lassen, mein werther Zeuxippus, und lieber das auszuführen trachten, was wir anfänglich gegen diese Männer behauptet haben, daß man nach ihren Vorschriften gar nicht leben könne. Weil Plutarch müde ist, so wird sich Theon zu uns gesellen.

Dieser Kampf, antwortete Theon, ist vor uns von andern längst schon ausgekämpft: Wir wollen uns ein anders Ziel setzen, wenn es euch gefällt, und die Philosophen an diesen Leuten dadurch rächen, daß wir, wo es möglich ist, darthun, ein nach ihren Lehren eingerichtetes Leben könne nicht frölich seyn.

Wol! sagte ich und lachte, es scheint, du wollest diesen Leuten recht auf den Leib springen, und sie nöthigen, für ihre Haut zu streiten

ten, da du ihnen die Wollust wegnehmen willst; ihnen, die unaufhörlich schreyen:

(*) „Gute Fechter sind wir nicht,
„nicht Redner, nicht Führer der Völker und
„Städte,„ sondern wir sind
— — (**) Immer bereit die Freuden des
„Gastmahls zu schmecken,„

und jeder Bewegung nachzuhängen, die unserm Fleische Vergnügen bringt, und wobey die Seele zu einicher Wollust und Freude aufgeweckt wird. Wenn du diesen Leuten also kein fröliches Leben einräumen willst, so nimmst du ihnen nicht nur die Freuden des Lebens, sondern das Leben selbst weg.

Gut, sagte Theon, wenn diese Art die Sache zu untersuchen dir gefällt, warum machst du nicht einen Versuch? (***)

(*) Odyssee Θ v. 246.

(**) Ebend. v. 248.

(***) Der Text ist hier verdorben. Ich habe ihn, wie die übrigen Uebersetzer, zu ergänzen versucht.

Ich will wol das meinige thun, versetzte ich, mit zuhören, und auch mit antworten wenn ihr es verlanget; übrigens will ich euch gerne den Vorrang einräumen.

Nachdem sich Theon ein wenig geweigert, sagte Aristodem: Du hast uns einen kurzen und leichten Weg, darauf wir unsern Endzweck hätten erreichen können, damit abgeschnitten, daß du dieser Sekte nicht vorher erlaubt hast, von ihren Begriffen von der Tugend Rechenschaft abzulegen. Denn Leute, welche die Wollust zu ihrem höchsten Gut machen, lassen sich nicht leicht von ihren Begriffen von einem frölichen Leben abbringen. Wenn sie aber die Tugend müssen fahren lassen, so ist es zugleich auch um die Wollust geschehen; weil, nach ihrem eignen Geständniß, ein fröliches Leben ohne Tugend unmöglich ist.

Wir können dieses, sagte Theon, in dem Verfolg der Rede vornehmen, wenn du es so zufrieden bist. Wir wollen nur zuerst die von ihnen zugestandenen Sätze wider sie gebrauchen.

Die

Die Epikureer glauben nämlich, das höchste Gut schränke sich auf den Bauch ein: Alle Gänge des Leibes, durch welche Wollust und nicht Schmerz den Zugang haben, führen solche demselben zu, und alle schönen und weisen Erfindungen seyn einzig uud allein um der Wollust des Bauches, und um der reizenden Hofnung willen, ihm solche zu verschaffen, entstanden, wie der weise Metrodorus sich hierüber erklärt.

Hieraus siehet man schon, mein Freund, auf welchen schlüpfrigen, mürben und unsichern Grund sie ihr höchstes Gut bauen: Auf einen Grund, der, wie derselbe durch jene Gänge den Wollüsten den Zugang verschaft, gleicherweise den Schmerzen geöfnet ist; ja der vielmehr die Lust nur in wenigen, den Schmerzen aber in allen Theilen auffaßt. Jede Wollust hat ihren Sitz in den Gelenken, den Nerven, den Händen und Füssen; in den nämlichen Theilen, wo die fürchterlichsten und beschwerlichsten Krankheiten, das Zipperlein und wurmfressende Geschwüre, Krebs und Fäulniß sich aufhalten.

Gieb einem Menschen die lieblichsten Gerüche und schmackhaftesten Speisen: Nur sehr wenige Theile werden eine sanfte und angenehme Empfindung davon haben, da die andern sehr oft eine Abneigung und Reizung dabey versoüren. Kein Theil hingegen ist für die von Feuer und Eisen, von Bissen und Streichen der Peitsche verursachte Schmerzen unempfindlich; so können auch Hitz und Kälte, gleich dem Fieber, an allen Theilen des Leibs Schmerzen erregen.

Die Wollüste hingegen berühren schmeichelnd, gleich angenehmen Lüften, bald hir bald dort die äussersten Theile des Leibs und verschwinden: Ihre Dauer ist so kurz, daß sie, gleich fallenden Sternen, sich in dem Fleisch zugleich entzünden und verlöschen. Von der Beschaffenheit des Schmerzens kann der Philoktet des Aeschylus Zeuge seyn: Niemals läßt die Schlange in meinem Fuß nach: — Sie hat ihren Wohnplatz darinne genommen, mich mit schrecklichen Bissen zu verwunden. Der Schmerz reizt und berührt nicht etwa nur die Oberfläche

des Leibes, sondern, wie der Saamen der Wallwurz ganz krumm in die Erde hineinwächst, und in dieselbe sich so verflicht, daß er wegen seiner Widersetzlichkeit lange darinne verbleibet, so hat der Schmerz auch viele Wiederhaacken und Wurzeln, die er verbreitet und womit er sich an dem Fleisch vesthält: Vermittelst derselben bleibt er nicht nur Tage und Nächte, sondern ganze Jahre, und den Umlauf vieler Olympiaden durch, und weichet kümmerlich von der Stelle; bis er endlich von neuen Schmerzen, wie ein Nagel von einem stärkern, fortgestossen wird. — — Wer hat so lange Zeit gegessen oder getrunken, als diejenigen, so das Fieber haben, den Durst, und die, welche in einer belagerten Stadt sind, den Hunger ausstehen? Wo ist irgend ein Vergnügen, das man in dem Umgang mit Freunden genießt, welches in seinem Umfang mit den Strafen und peinlichen Foltern, womit Tyrannen quälen, könne vergliechen werden?

Man siehet das Unvermögen und die Untüchtigkeit des Körpers zu einer wollüstigen Lebens-

art auch daraus; weil er die Schmerzen besser als die Wollüste ertragen kann. In Absicht auf jene ist er mit Stärke und Kräften versehen, bey diesen aber empfindt er bald Entkräftung und Eckel. Die Epikureer erlauben uns deswegen nicht, wenn sie sehen, daß wir das fröliche Leben von dieser Seite betrachten, unsre Gedanken weitläuftig hierüber zu sagen, sondern gestehen selbst alsobald, daß die Vergnügungen des Fleisches sehr klein und geringe seyn, ja kaum einen Augenblick währen; wenn es anders nicht ein leeres und großsprecherisches Geschwätze ist, wenn Metrodorus sagt: „Wir „verspeyen die Wollüste des Leibs,„ und Epikurus: „Der Weise lache, wenn er krank sey, „sehr oft mitten in den heftigsten Anfällen der „Krankheit des Leibes.„ Wie können aber bey Leuten, denen die Schmerzen des Leibs so leicht und so erträglich sind, die Wollüste noch einigen Werth haben? Denn, wenn sie gleich an Dauer und Grösse den Schmerzen nichts weichen, so stehen sie doch mit dem Schmerzen

in

in einer gewissen Beziehung, da ihnen Epikur die Befreyung von allen Schmerzen zum gemeinschaftlichen Ziele gesetzt hat, so daß die Natur, wann sie das Vergnügen so weit erhöhet hat, daß es das schmerzliche vertreiben kann, demselben nicht höher zu steigen gestattet, sondern nur alsdann einige unnöthige Abwechselungen erlaubt, wenn sie nicht mit Entfernung des Schmerzens beschäftigt ist. Da nun der Wollust so enge Schranken gesetzt sind, so ist für unsre Lüste der Weg, zu diesem Zustand zu gelangen, allerdings sehr kurz.

Die Epikuräer haben daher gemerkt, daß dieser Ort zu mager ist, und daher die vornehmste Wollust aus dem Leib, als einem unfruchtbaren Erdreich, in die Seele, als in einen Ort, wo sich geraume Weiden für die Wollüste finden, hinübergetragen. Denn es

(*) Sind in Ithaka keine breite Laufbahnen. . . .

Der

(*) Odyssee. Δ 605.

Der Genuß der Wollust geht für unser armes Fleisch nicht so leicht von statten; ist immer mit vielem rauhem, fremdem und Herzklopfen verursachendem vermischt.

Wie, sagte Zeuxippus, findest du nicht, daß diese Männer recht daran thun, wenn sie den Anfang der Wollust in den Körper setzen, wo sie zuerst entsteht und sich zeigt, und hernach in der Seele, als einem dauerhaftern Sitze ihre ganze Vollkommenheit suchen?

Allerdings, sagte ich, haben sie völlig Recht, und handeln hierinne der Vorschrift der Natur gemäß, wenn sie den Männern ähnlich, die sich der Erforschung der Wahrheit und einem thätigen Leben widmen, ein bessers und in der That vollkomneres Gut aufsuchen und entdecken. Wenn man aber diese Leute bezeugen und aus vollem Halse schreyen hört: Die Seele könne an nichts Freude finden, durch nichts sich erheitern, als vermittelst gegenwärtiger oder zu erwartender Wollüste: Diese seyn ihr höchstes Gut, — dünkt es dich da nicht, daß sie die Seele in Absicht auf

den Leib als ein Gefäß gebrauchen, in welches sie die Wollust, gleich dem Wein, aus einem verdorbenen und durchlöcherten Geschirr hinübergiessen und darinn alt werden lassen, in der Meynung, daß sie um etwas besser und kostbarer werde? Ein frisches Faß kann sehr dienlich seyn, den zu rechter Zeit umgezapften Wein aufzubehalten und lieblicher zu machen; von der Wollust aber bekömmt die Seele nichts als das Andenken, als einen Geruch, und behält davon auch sonst nichts. Die in dem Körper aufwallende Wollust erlöscht wie eine Flamme, und das Andenken derselben gleicht dem Dampf und Rauch: Es ist eben so viel, als wenn man das, wovon man gestern gegessen und getrunken hat, nur in den Vorstellungen des Gemüths aufbewahren, und sich desselben, wenn man keine frische Speise bey Handen hätte, bedienen wollte.

Wie viel bescheidener sind die Kyrenaiker, obgleich sie aus einem Becher mit jenen getrunken haben? Sie halten dafür, man solle die

fleisch-

fleichlichen Vergnügungen der Liebe nicht bey heiterm Licht geniessen, sondern die Dunkelheit suchen, damit die Bilder davon, vermittelst des Gesichtes, sich nicht zu lebhaft dem Gemüthe einprägen, und zu öftern Begierden nach denselben entflammen. Die Epikureer hingegen sehen dieses für einen unterscheidenden Vorzug des Weisen an, daß er alle Anfälle der Leidenschaft, alle Gebehrden und Bewegungen, welche die genossene Wollust begleitet haben, auf das lebhafteste seinem Gedächtniß anvertraue. Es wäre überflüßig anzumerken, wie unwürdig der Weisheit diese Lehre sey, wo man die Seele des Weisen gleichsam zum Behältniß macht, worinne aller Unflat der körperlichen Wollüste sich sammelt und aufbehalten wird.

Daß sie zu dem frölichen Leben des Weisen nichts beytragen, das zeigt sich alsobald: Denn das Andenken der vergangenen Wollust kann da kein grosses Vergnügen verschaffen, wo die gegenwärtige selbst geringes Vergnügen gewährt; bey Leuten, welche die Wollust mit Mäßigung genies-

geniessen, und sich derselben bald wieder entschlagen: Zumal, da selbst denjenigen, welche die cörperliche Wollust mit ganzer Seele bewundern und hochschätzen, nach dem Genuß kein Vergnügen, sondern nur ein Schatten und ein Traumbild der entflogenen Wollust, ein Zunder gleichsam ihrer viehischen Begierden, in der Seele zurückbleibt. Eben so wie diejenigen, so von Durst und Liebe träumen, durch diesen unvollkommenen und eingebildeten Genuß nur desto heftiger angereizt werden, ihrer unmäßigen Lustseuche nachzuhängen, so ist auch das Andenken der genossenen Lust für diese ohne Vergnügen, und dienet nur, vermittelst der matten und leeren Ueberbleibsel der Wollust, die ungestümme Sehnsucht ausschweifender Begierden aufs neue zu reizen und zu verstärken. Es ist auch nicht zu vermuthen, daß ehrbare und bescheidene Männer mit ihren Gedanken lange bey solchen Gegenständen sich verweilen, oder gleichsam aus ihren Tagbüchern, (wie jemand spöttisch von Carneades erzählet, daß ers

wirklich gethan habe), uns vorlesen werden, wie oft sie bey der Hedeia oder der Leontium geschlafen, wo sie Thasier Wein getrunken, an welchen Tagen des Monaths sie am kostbarsten geschmaust haben. Eine solche unsinnige Anhänglichkeit und Hitze, mit welcher man sich vergangener Ausschweifungen erinnert, verräth eine ganz abscheuliche und thierische Gemüthsverfassung, die, voll unruhiger Wuth, mit gegenwärtiger oder zukünftiger Wollust allein sich beschäftigt.

Da sie die Ungereimtheiten dieser Meynung gemerkt, so, scheint es, haben sie zu der Schmerzenlosigkeit und standhaften Behaglichkeit des Leibs ihre Zuflucht genommen, so daß ein fröliches Leben vornehmlich in dem Gedanken besteht, daß man in diesen Zustand kommen werde, oder daß man darinn gewesen sey. Denn nach ihren Begriffen muß eine dauerhafte Beschaffenheit des Cörpers, und die sichere Hofnung zu derselben zu gelangen, bey einem jeden, der den Werth davon zu schätzen

weiß,

weiß, die lebhafteste und dauerhafteste Freude erwecken.

Wenn wir dieses auch zugeben, so erwäge man zuförderst, wie sie den Sitz, es sey nun der Wollust, oder der Schmerzenlosigkeit, oder des Wolbefindens, bald oben bald unten suchen, und abändernd ihn aus dem Cörper in die Seele verpflanzen, bald aber, genöthigt zu dem ersten zurückzukehren, ihn aus der Seele, weil jene sich darinne verlieren und zerstäuben, wieder in den Leib versetzen. Sie setzen also der Wollust des Fleisches, wie sie reden, die Freude der Seele zum Grunde: Und diese bestimmen sie hinwieder durch die Hofnung cörperlicher Wollüste. Muß aber, wenn das Fundament erschüttert wird, das darauf gebaute nicht mit erschüttert werden? Oder wie kann man wol eine sichere Hofnung und unbewegliche Freude auf etwas setzen, das so vielen Anfällen und Veränderungen unterworfen ist, wie der menschliche Leib, dem so viel unvermeidliche Zufälle und so viel Schläge von aussen drohen, und

der in sich selbst so viele Quellen von Uebeln enthält, die keine Vernunft abwenden kann? Sonst wären wol niemals weisen Männern so schwere Krankheiten, Harnstrang, Bauchflüsse, Schwindsuchten und Wassersuchten zugestossen, von welchen die einen den Epikur, die andern den Paliänus geplagt, und andre den Neokles und Agathobulus dahingerissen haben. Ich sage dies nicht, ihnen deswegen Vorwürfe zu machen: Ich weiß gar wol, daß Pherekydes und Heraklit auch mit schweren Krankheiten behaftet gewesen sind; sondern ich verlange nur von denselben, wenn sie nämlich die Schmerzen, die sie leiden, nicht verhehlen und nicht mit frechen Pralereyen vor dem Pöbel sich groß machen, und als großsprecherische Lügner erscheinen wollen, daß sie entweder das Wolbefinden des Leibs nicht länger zum Principium der Freude machen, oder aber nicht ferner behaupten, daß man in heftigen Krankheiten sich freuen und den Schmerzen hohnsprechen könne.

Ich

Ich will es wol zugeben, daß der Leib oftmals eine völlige Stärke und Gesundheit geniessen könne: Daß dieselbe aber immer so fortdauern werde, wird kein vernünftiger Mensch jemals mit Zuversicht hoffen können. Denn, so wie auf dem Meer, wie Aeschylus sagt,

Die Nacht dem weisen Steuermann Kummer bringt,

selbst wenn eine völlige Windstille herrscht, weil die Zukunft doch immer ungewiß ist; so muß eine Seele, die in dem Wolbefinden des Leibs, und in der Hofnung der Fortdauer desselben ihr höchstes Gut setzt, in immerwährender Furcht und Unruhe schweben. Der Leib ist nicht nur von aussen den Ungewittern und Sturmwinden blosgestellt, so wie das Meer, sondern er erregt auch selbst in seinem inwendigen weit mehrere und grössere Stürme. Man könnte sich noch mit besserm Grund einen ganz sturmfreyen Winter, als eine in die Länge dauernde ungestörte Gesundheit des Cörpers versprechen. Was hat den Dichtern Anlas gegeben, alle mensch-

lichen Dinge übernächtig, unsicher und ungewiß zu nennen, und das menschliche Leben den Blättern zu vergleichen, die in der einen Jahrszeit blühen, in der andern wieder verblühen, als eben die hinfällige, gefährliche und kränkliche Beschaffenheit des Leibes? Ja, wenn die Gesundheit selbst auf das höchste kömmt, so rathen die Aerzte eben, daß man solche verhüte und zu vermindern trachte. Der äusserste Grad der Gesundheit und Stärke des Leibs ist gefährlich, sagt Hippokrates:

So, wie ein Stern vom Himmel plözlich fällt,
Ist, welcher jüngst noch blühte, schon erloschen,

singt Euripides. Man hält auch dafür, schöne Jünglinge nehmen von der Zauberey und dem Neid derjenigen, so sie anblicken, Schaden, weil eben ihr blühender Zustand, wegen der Blödigkeit des Cörpers, plözlichen Veränderungen unterworfen ist.

Es läßt sich auch aus dem, was sie gegen andre behaupten, abnehmen, wie schwer es sey, bey ihren Lehren zu einem kummerfreyen Leben zu gelangen. Wer durch ungerechte Handlungen die Gesetze übertretten hat, sagen sie, der muß sein ganzes übriges Leben auf eine elende Weise in beständiger Furcht leben: Denn, wenn der Verbrecher schon verborgen bleiben kann, so ist es doch für ihn unmöglich zu einer völligen Zuversicht zu gelangen, daß er immer verborgen bleiben werde: Die ihn immer quälende Furcht der Zukunft erlaubt ihm keine Freude, auch nicht den ruhigen Genuß des gegenwärtigen. — Sie merken aber nicht, daß sie wider sich selbst geredet haben. — Der Leib kann oft stark und gesund seyn; deswegen aber kann man sich nicht versprechen, daß er immer so bleiben werde. Leute, die noch niemals eine zuversichtliche und feste Hofnung wegen ihrer künftigen Gesundheit haben fassen können, werden nothwendig von Unruh und Angst, gleich einer schwangern Frau, in Absicht dessen was ihnen

bevorstehen möchte, unaufhörlich geplagt werden. (*) Das Bewußtseyn der Unschuld ist nicht hinlänglich diese Zuversicht zu geben. Denn nicht nur verschuldetes Leiden, sondern jedes Leiden erwecket Furcht. Und, wenn die Ausübung ungerechter Thaten den Schuldigen quält, so kann das uns von andern zugefügte Unrecht für uns ebenfalls nicht ohne schmerzhafte Empfindung seyn. Gewiß war die Tyranney des Lacharis und des Dionysius für die Athener und Syracusaner, wo nicht ein grösseres, doch kein geringeres Uebel, als für jene selbst. Sie quälten andre und wurden selbst gequält, und mußten für die Grausamkeiten, die sie zuvor an denen, so in ihre Hände fielen, ausgeübet hatten, fürchterliche Strafen erwarten. — Ich will nicht einmal von der Wuth des Volkes, von den Gewaltthätigkeiten der Strassenräuber, von den Ungerechtigkeiten der Erben, von der Ansteckung der Luft, von der stürmenden See reden, von wel-

(*) Der Text ist bey dieser Stelle mangelhaft.

welcher Epikur, wie er selbst erzählt, auf der Farth nach Lampsakum beynahe wäre verschlungen worden. Die Natur des Leibes ist zu meiner Absicht schon genug: Sie, die den Stof zu allen Krankheiten schon bey sich trägt, und die Schmerzen von dem Cörper selbst, so wie man im Scherze sagt, die Riemen von dem Stieren, hernimmt. Dadurch überhäuft sie das Leben, beyder der Guten und Bösen, mit Gefahren und Sorgen; wenn sie nämlich, nach dem, was Epikur in vielen andern Büchern, insbesonders aber in dem, das von dem höchsten Gut handelt, geschrieben hat, alle ihre Freude und Zuversicht auf das Fleisch, und die auf dasselbe sich beziehende Hofnung zu gründen gelernet haben.

Der Grund, den die Epikureer zu einem glücklichen Leben legen, ist indessen nicht nur unsicher und schwankend, sondern allerdings verachtenswerth und geringschätzig: Zumal die Vermeidung des Uebels, nach ihren Vorstellungen, die höchste menschliche Freude und Glück-

seligkeit ist. Ja, sie behaupten, es lasse sich sonst nichts denken, es sey auch in der ganzen Natur nichts, worauf man die Glückseligkeit gründen könnte als eben der Zustand, wo das Uebel weggeräumt worden, wie Metrodor in seinen Abhandlungen, die er gegen die Sophisten geschrieben hat, sich hierüber erklärt. So ist also das höchste Gut selbst nichts anders als die Befreyung von dem Uebel; und wo weiter keine Ursachen der Schmerzen und Beschwerlichkeiten müssen gehoben werden, da kann auch keine andre Glückseligkeit statt haben. Was Epikur hiervon schreibt, stimmt völlig mit diesem überein. Das Wesen der Glückseligkeit, sagt er, entspringt eben aus der Befreyung von dem Uebel, und aus dem Andenken und der Erwegung der grossen Vortheile, die uns dadurch sind zu Theil worden. Denn nichts, fährt er fort, kann uns eine so überschwengliche Freude verursachen, als ein drohendes Uebel, dem wir glücklich entronnen sind. Dies ist das Wesen der Glückseligkeit; und so wird es ein jeder

finden,

finden, der der Sache wol nachdenkt, sich an diesem Begriff festhält, und nicht lieber vergebens herumschweift, und von der Glückseligkeit in den Tag hinein schwatzt.

O der grossen Wollust! O der entzückenden Glückseligkeit, die diese Männer empfinden, wenn sie sich freuen, daß kein Uebel sie plagt, daß sie keine Beschwerlichkeiten, keine Schmerzen leiden! Ja dieses Glück verdienet wol die Gesinnungen und die Sprache, da sie sich Unsterbliche, den Göttern ähnliche Unsterbliche nennen, und über die alle Gränzen übersteigenden höchsterhabenen Vortheile, die sie besitzen, vor Wollust, gleich den Bachanten, mit lautem Gelerme daher rasen und heulen, daß sie nämlich, mit Verachtung alles andern, ganz allein dies göttliche Glück, und mit ihm die Entfernung alles Uebels ausfündig gemachet haben; so daß sie an Glückseligkeit den Schweinen und Schaafen nichts weichen, da sie dieselbe darein setzen, daß sich das Fleisch, und die Seele um des Fleisches willen, wol befinde.

Aber

Aber auch unter den Thieren sind diejenigen, die mehr Geschicklichkeit und Artigkeit besitzen, nicht mit einem Glück zufrieden, das bloß in der Entfernung des Uebels bestehet. Wenn sie satt sind, so singen die einen; andre schwimmen, andre fliegen hin und her. Von Lust und frohem Muth angetrieben versuchen sie spielend mancherley Stimmen und Töne nachzuahmen. Sie liebkosen einander, und hüpfen und scherzen zusammen, und zeigen, daß die Natur sie antreibe das Gute aufzusuchen, nachdem sie dem Uebel entronnen sind; oder vielmehr, daß sie alles schmerzliche und fremde, als so viele Hindernisse eines grössern Gutes, und dessen was ihrer Natur weit angemeßner ist, zu verbannen suchen. Denn das nothwendige ist noch kein Gut, sondern jenseits der Vermeidung des Uebels ligt erst, was unser Verlangen und unsre Wahl verdienet, was angenehm und natürlich für uns ist.

So lehret Plato: Er will nicht, daß wir die Befreyung von Schmerzen und Beschwerden

den für Wollust halten. Dies giebt uns nur noch ein leicht entworfenes Bild, in welchem eigentliches und uneigentliches durcheinander gemischt ist; wie Weiß und Schwarz, welche sich bis in die Mitte erheben, da dann diejenigen, welche das Unterste und das Mittlere nicht kennen, aus Unwissenheit das Mittel für das äusserste und höchste nehmen. Diesen Fehler begehen Epikur und Metrodor, da sie das Wesen und die höchste Stufe der Glückseligkeit in der Vermeidung des Uebels setzen. Sie freuen sich wie Sklaven und Gefangene, die, aus den Banden befreyet, froh sind, wenn man sie nach so vieler Schmach und erlittenen Streichen salbet und waschet, die aber niemals geschmeckt oder gesehen haben, was eine edle, wahre, reine und narbenlose Freude ist. Sind die Krätze und das Triefen der Augen gleich sehr beschwerliche und widrige Sachen, so folget daraus noch nicht, daß die Haut reiben, und die Augen abtrocknen etwas so gar vortrefliches sey.

So mag Schmerzen, abergläubische Furcht vor den Göttern, und ängstliche Unruhe in Absicht auf die Strafen nach dem Tode, wol ein Uebel seyn, aber darum ist es noch keine grosse und beneidenswerthe Glückseligkeit, wenn man davon befreyet ist. Diejenigen setzen der Freude sehr enge Schranken, die dazu nichts weiter erfodern, (*) als daß man vor den Strafen der Hölle nicht erzittere, daß man hierinn über die Vorurtheile des Pöbels weg sey; und die das zum höchsten Ziel der menschlichen Weisheit machen, was sich wahrscheinlicher Weise bey allen Thieren findet. Und so, wie es in Absicht auf den Cörper allerdings völlig gleich ist, ob er durch sich selbst oder aber von Natur von den Schmerzen befreyt sey, so ist es in Absicht auf die Heiterkeit der Seele eben so gleichgültig, ob sie sich selbst oder der Natur diese Freyheit von allen Unruhen zu verdanken habe: Ja man könnte mit gutem Grunde behaupten, diejenige Verfassung der Seele, da sie

(*) Der Text ist hier fehlerhaft.

vermöge ihrer Natur alle Unruhen verbannet, sey weit stärker und dauerhafter als dieienige, da man durch Nachdenken und Vernunftgründe sie zu vermeiden trachtet. Gesetzt aber, sie seyn beyde gleich, so haben sie doch darinne, daß sie durch das, was man von der Hölle und den Göttern sagt, nicht beunruhiget werden, und daß sie keine endlose Schmerzen und Plagen erwarten, nichts vor den Thieren voraus. Und Epikur sagt selbst: Wenn die Besorgnisse wegen der Lufterscheinungen, und wegen dessen, was man von dem Tod und den Schmerzen nach demselben sagt, uns nicht Angst verursacht hätten, so hätten wir in dieser Absicht niemals eine Naturlehre nöthig gehabt. Die Thiere werfen keinen schlimmen Verdacht auf die Götter; sie hegen keine beunruhigende Gedanken von den Dingen nach dem Tod; sie sehen und denken nichts schreckliches dabey. Wenn die Epikureer bey ihrer vorgefaßten Meynung von den Göttern eine Fürsehung der Götter eingeräumt hätten, so könnte es allerdings den An-

schein haben, als wenn weise Männer zu einem frölichen Leben in Absicht der daraus entspringenden süssen Hofnungen einen Vorzug vor den Thieren hätten: Da aber bey der Untersuchung der Lehre von den Göttern ihr Endzweck nur dieser ist, daß man Gott nicht fürchte, und durch diese Vorstellung nicht weiter beunruhiget werde, so, glaube ich, dies werde weit sicherer von denjenigen erzielt, die ganz und gar an keinen Gott gedenken, als aber von denen, die bloß einen Gott, der ihnen nichts schaden könne, kennen gelernt haben. Die Thiere haben nicht nöthig, sich von abergläubischer Furcht loszumachen; sie waren so gar niemals damit behaftet. Sie müssen keine schreckende Begriffe von den Göttern ablegen; sie hatten niemals dergleichen gehabt. Das nämliche kann man, die Hölle betreffend, sagen. Etwas gutes daher zu hofen, das ist bey beyden der Fall nicht. Aengstlicher Verdacht und Furcht der Dinge halber, die nach dem Tode bevorstehen, können auch weit weniger bey denen statt haben,

die gar keine vorgefaßte Meynung deshalben haben, als bey denen, die sich zu bereden suchen, der Tod gehe uns nichts an. Denn, in so ferne sie über den Tod nachdenken, und davon reden, gehet er sie doch allezeit etwas an. Die Thiere aber sind weit davon entfernt, an das zu gedenken, was sie nichts angehet: Sie fürchten sich freylich vor Schlägen, vor Wunden, vor dem Schlachten, und also schreckt sie bey dem Tod das, was auch den Epikureern schrecklich ist.

So sind nun die Güter beschaffen, welche die Epikureische Weisheit ihren Schülern verschaft. Wir wollen nun auch die Güter betrachten, deren sie sich selbst berauben, und wovon sie sich mit Gewalt entfernen. Die Ergiessungen der Freude, die die Seele durch den Leib, und vermittelst des Wolbefindens des Leibs empfindet, haben, wenn sie mittelmäßig sind, nichts grosses, und verdienen nicht einmal, daß man davon rede: Sind dieselben aber in einem hohen Grade, so sind sie, neben dem,

daß sie flüchtig und unsicher sind, so heftig und stürmisch, daß man sie nicht wol für Vergnügen der Seele halten kann, sondern für körperliche Wollüste, denen die Seele zulächelt, und wo sie mit wollüstelt. Diejenigen Freuden und Vergnügen der Seele, die diesen Namen mit allem Recht verdienen, sind ganz frey von dem Gegentheil; frey von allem Herzklopfen, frey von nagender Nachreu: Sie verschaffen der Seele ein Gut das ihr eigen, und wahrhaftig geistig ist; ein Gut, das nicht anders woher entlehnt, sondern ihr natürlich, nicht thierisch, sondern höchst vernunftmäßig ist, zumal es aus derjenigen Fähigkeit der Seele entspringt, die mit der Betrachtung der Wahrheit und der Erlernung der Wissenschaften, oder mit der Ausübung schöner und tugendhafter Handlungen beschäftigt ist. Wer die edeln, entzückenden Freuden alle, die aus diesen beyden Quellen entspringen, erzählen und nach Würdigkeit beschreiben wollte, der würde kein Ende finden. Wir wollen sie nur kurz berühren.

Die

Die Geschichten können auf mancherley Weise uns die ergezlichsten Unterhaltungen gewähren, und dennoch bleibt unsre Begierde nach Wahrheit dabey unbefriedigt; ohne Eckel sehnt sie sich immer nach neuer Lust: Daher sind auch Lügen nicht ohne Annehmlichkeit; und, obgleich Fabeln und dichterische Erfindungen bey uns keinen Glauben finden, so haben sie doch immer für uns etwas einnehmendes. Man bemerke nur, wenn wir den Atlantikus des Plato, oder die letzten Bücher der Ilias lesen, wie wir mit eben der Ungeduld, als wenn ein Tempel oder ein Schauplatz vor uns beschlossen würde, das übrige von der Fabel zu wissen wünschen. — Die Erkenntniß der Wahrheit ist eine so liebens- und verlangenswürdige Sache, daß wir einzig durch sie zu leben und für sie das Daseyn empfangen zu haben scheinen: Was den Tod traurig und schrecklich macht, ist eben die völlige Vergessenheit, Unwissenheit und Finsterniß. Daher bestreiten fast alle Menschen die Meynung, welche den Verstorbenen alle Empfindung abspricht, eben darum

weil sie in der Fähigkeit zu empfinden, und die Dinge zu erkennen, das Leben, das Daseyn, und alle Vergnügen der Seele zu finden glauben. — Selbst Sachen, die verdrießlich sind, hört man bisweilen mit einigem Vergnügen: Ja, wenn auch das, was man sagt uns bestürzt macht und Thränen in die Augen lockt, so heißen wir es doch ganz erzählen, wie jener:

Phorb.

Izt sollt' ich dir noch ach! das schrecklichste erzählen.

Oedip.

Und ich es hören! Doch ich will, ich muß es hören. (*)

Dieß ist aber in der That eine über die Schranken der Mäßigung getriebene Wissensbegierde, die indem sie gar alles wissen will wider die Vorschrift der Vernunft anstößt.

Wenn aber eine Geschichte oder Erzählung nichts in sich enthält, das uns betrüben oder nach-

(*) Sophokles Oedip. Tyr. v. 1189.

nachtheilig seyn könnte; wenn sie mit den Nachrichten von schönen und grossen Thaten alle Stärke und Annehmlichkeit des Vortrags verbindet, so wie Herodot die griechischen und Xenophon die persischen Geschichten erzählt haben, und

Was der weise Homer so göttlich in Versen gesungen:

Wie Eudoxus von dem Umkreis der Erde, Aristoteles von der Stiftung und Staatsverfassung der Republiken, und Aristoxenus die Lebensbeschreibungen berühmter Männer geschrieben haben, dann empfinden wir während dem Lesen eine vielfältige und hohe Lust, die ganz ungetrübt ist, und die wir niemals bereuen werden. Wer würde wol, wenn er auch hungerte oder dürstete, lieber von den niedlichen Speisen essen, und von den köstlichen Weinen trinken, die bey den Phäakiern aufgetischet wurden, als des Ulysses umständliche Beschreibung seiner Reisen und Irrungen lesen wollen? Wer wird es nicht für eine süssere Lust halten, die Nacht durchwachend

zu lesen, was Xenophon von der Panthea, von der Timoklea Aristobulus, und Theopompus von der Thisbe geschrieben haben, als mit dem schönsten Frauenzimmer zu Bette zu gehen? Allein dies sind nur Vergnügen der Seele.

Die Epikureer verwerfen die Vergnügungen, welche die Mathematik giebet, ebenfalls; und dennoch ist das Vergnügen, das uns die Historie verschaft, sehr einfach und einförmig, wenn man es mit demjenigen vergleicht, welches die Geometrie, die Astrologie, die Musik gewähren. Diese haben manichfaltige und recht anzügliche Reize. Sie besitzen alles, was die Liebhaber anlocken kann. Die mathematischen Figuren sind gleichsam eine Art von Zaubermitteln. Wer einmal Geschmack dafür bekommen hat, und Einsichten darinne besitzet, singt, indem er herumspaziert, die Verse des Sophokles vor sich her:

Begeistert fühl' ich ganz die holde Macht der Musen,
Und, was mein Herz entzückt, sind Leyer und Gesänge.

Eben

Eben dies ist es, was für den Thamyres, ja selbst für den Eudoxus, den Aristarchus und den Archimedes so einnehmende Reize hatte. Wenn die Liebhaber der Mahlerey durch die Vortreflichkeit ihrer Werke so sehr können bezaubert werden, daß Nikias, als er die Beschweerung der Todten mahlte, oft seine Bedienten fragen mußte, ob er zu Mittag gespiesen, und eben derselbe, da ihm der König Ptolemäus für das nun vollendete Gemählde sechzig Talente * anbieten ließ, dieses Geld nicht annehmen, sein Werk nicht hingeben wollte; welch manichfaltiges und hohes Vergnügen müssen nicht jene Männer aus den geometrischen und astrologischen Wissenschaften schöpfen? Euklides, da er die Dioptrik schrieb? Philippus, da er die Gestalt des Mondes in Schlüssen dargethan? Archimedes, da er vermittelst des Winkels entdeckte, daß der Durchmesser der Sonne sich zu dem grösten Zirkel verhalte, wie der Winkel zu vier Rechten? Das nämliche gilt auch von dem Apollonius und dem

(*) 36000. Thaler.

Aristarchus, welche die Erfinder von andern Sätzen gewesen. Dies sind Kenntnisse, deren Erforschung und Erwägung denen, die dieselben erlangen, die gröste Wollust gewähren und einen edelmüthigen Stolz einflössen.

Es wäre allerdings höchst unanständig, wenn man die viehischen Wollüste, welche die Küche und die Gesellschaft feiler Dirnen geben, mit jenen vergleichen wollte: Man würde dadurch den Helikon und die Musen beschimpfen, den Ort,

Wo kein Hirt es wagte die Heerden zu weiden;

Wo kein Eisen nie hinkam. . . . .

Diese sind reinliche Weiden für untadelhafte Bienen; jene gleichen dem Kitzel, den auch Schweine und Böcke verspüren, und befriedigen den sinnlichen Theil der Seele, den Sitz der niedrigsten Triebe und Leidenschaften.

Es ist wahr, die Lustseuche ist sinnreich und kühn etwas zu wagen; und doch hat man noch nie gesehen, daß einer, der seine Sehnsucht in

wol-

lüstigen Umarmungen gestillet, vor Freuden einen Ochsen geopfert, oder jemand freywillig zu sterben gewünscht habe, wenn es ihm nur vergönnet würde, sich zuvor mit niedlichen Speisen und königlichen Leckerbissen vollzustopfen. Eudoxus hingegen wollte von Herzen gern, gleich dem Phaeton, von der Sonne zu Asche verbrannt werden, wenn er nur vorher die Gestalt, die Grösse und Schönheit dieses Gestirns in der Nähe betrachten könnte. Pythagoras opferte einen Ochsen, da er sein Theorem entdeckte, wie Appollodotus erzählet: (*)

Als Pythagoras einst die berühmte Entdeckung gemachet,
Bracht' er ein prächtiges Opfer den Musen dar.

Es betreffe nun den Lehrsatz, daß das Quadrat der Hypothenuse in einem rechtwinklichten Triangel so groß sey, als die beyden Quadrate der beyden übrigen Seiten, oder das Problem

(*) Beym Laertius B. VIII. §. 12. heißt er Apollodorus.

lem von der Grösse der Fläche der Parabel.— Den Archimedes mußten seine Knechte mit Gewalt von den geometrischen Figuren losreissen, wann sie ihn salben wollten; auch dann zeichnete er mit dem Striegel Figuren auf den Bauch: Und da er unter dem Baden, wie man von ihm erzählt, durch die Ergiessung des Wassers darauf geführt ward, das Gewicht der Krone zu bestimmen, sprang er, gleichsam von Wuth oder Begeisterung ergriffen, plözlich auf und schrie: Ich habe es gefunden, und wiederholte diese Ausrufung auf dem Wege. Hat aber wol jemals der Fresser vor Freuden ausgerufen? Ich habe gegessen; oder der brünstigste Liebhaber des Frauenzimmers, ich habe geküßt; da es doch viel tausend und abermal tausend unmäßige in beyden Arten zu allen Zeiten gegeben hat und noch giebt. Ja wir empfinden einen heftigen Widerwillen gegen die, welche sich der Gastmahle, dabey sie gewesen, mit zu lebhafter Freude erinnern. Wir sehen sie als Leute an, die eine übertriebene Liebe für nichtige und nichtswerthe

werthe Vergnügen verrathen. Wir überlassen uns hingegen mit dem Eudoxus, dem Archimedes und Hipparchus gerne einer gleichen göttlichen Begeisterung, und geben dem Plato unsern vollen Beyfall, wenn er von den mathematischen Wissenschaften behauptet, daß, wie sehr man sie aus Unwissenheit und Unerfahrenheit vernachläßige, sie dennoch wegen ihrer innern Annehmlichkeit mit Macht emporkommen werden.

Alle diese unschätzbaren Vergnügen, die sich gleich einer reinen Quelle ergiessen, versagen die Epikureer ihren Anhängern: Sie erlauben denen, die sich ihr genähert haben, nicht einmal davon zu kosten, sondern befehlen ihnen, sich in aller Eil zu entfernen. Alle Männer und Weiber von dieser Sekte baten den Pythokles um des Epikurs willen sehr drungenlich, daß er sich doch mit nichts von dem, was man freye Künste und Wissenschaften nennet, abgeben möchte; und wenn sie einem gewissen Apelles die grösten Lobsprüche beylegen wollen,

so

so schreiben sie von ihm, daß er sich von Anfang an von der Mathematik enthalten, und sich nicht im geringsten damit beflecket habe. — In Absicht auf die Geschichte will ich, — ohne ihre ruhige Unwissenheit in andern Theilen der Gelehrsamkeit zu berühren, — nur das hersetzen, was Metrodor schreibt, wo er von den Dichtern handelt: „Laß es dich ja nicht im geringsten „anfechten, und gestehe es ohne Erröthen, wenn „du etwa nicht weissest, mit welcher Parthey es „Hektor gehalten, oder wenn dir die ersten Verse „des Homers eben so wol als die in der Mitte „unbekannt sind.„

Epikur wußte wol, daß die Wollüste des Leibes, gleich den kühlen Lüftgen, die in den Sommermonaten wehen wenn die Blüthe der Jahren dahin ist, nach und nach abnehmen und zuletzt gänzlich aufhören. Daher wirft er die Frage auf, ob ein Weiser, der ein hohes Alter erreicht, und zu andern Ergetzlichkeiten unfähig geworden, sich nicht vermittelst des Anrührens und Betastens schöner Frauenzimmer

ein

ein Vergnügen machen könne? — Sophokles dachte gewiß ganz verschieden hiervon: Er war von Herzen froh, daß er dieser Art von Wollust, die er einem rauhen und wütenden Herrn vergliech, glücklich entronnen war. Solche Verehrer der Wollust sollten, wenn sie sehen, wie das Alter so manche Quelle der Wollust für sie auftrocknet, und, wie Euripides sagt,

Die holde Venus graue Männer haßt,

sich einen Vorrath von jenen geistigern Vergnügen sammeln, und gleichsam als auf eine Belagerung Lebensmittel, die nicht verfaulen noch verderben, anschaffen. In ihren letzten Jahren sollten das ihre Venusfeste und ihre feyerlichen Nachtage seyn, daß sie ihre Zeit mit dem Lesen vortreflicher Historien und Gedichte, und mit musikalischen und geometrischen Untersuchungen zubrächten. Dann würde es ihnen wol niemals zu Sinne kommen, mit halbblinden Augen und zahnlosem Mund unzüchtig zu thun, und sie werden keine Anfälle der Lustseuche mehr an sich kommen lassen, wenn sie zum wenigsten

sten nur gelernt haben, ihre Anmerkungen über den Homer oder den Euripides niederzuschreiben, wie Aristoteles, Heraklides und Dicearchus gethan. Allein, da sie sich um einen solchen Vorrath niemals bekümmert haben, da alle andern Bemühungen ihnen freudenlos und trocken vorkommen, (dies ist das Beywort, das sie der Tugend geben,) da sie unaufhörlich sich in Wollüsten herumwälzen wollen, und ihr Cörper ihnen solche verbietet, so nehmen sie zu Hilfsmitteln ihre Zuflucht, die nach ihrem eigenen Geständniß schändlich sind, und ihr Alter entgästen. Sie erinnern sich der vormals genossenen Wollüste, und bedienen sich aus Mangel frischer Lüste der alten. Sie haben kein eigenes Vergnügen in sich selbst in Bereitschaft; sie finden nichts in sich, das sie nur einigermassen auf eine angenehme Art unterhalten könnte, und deswegen suchen sie, vermittelst eingesalzener und erstorbener Lüste, andre eben so todte in dem Fleisch zu erregen, und der Natur zuwider in kalter Asche ihre Glut wieder anzufachen. Wir

Wir haben oben schon beyläuftig von den übrigen freyen Künsten und Wissenschaften geredet. Wir können aber die Musik, die diese Leute, ungeachtet sie für den grösten Theil der Menschen so viel annehmliches und vergnügendes hat, gänzlich verwerfen und vermeiden, wegen des ungereimten Zeugs, das Epikur hierüber vorbringt, nicht mit Stillschweigen übergehen. Er sagt in seinen Fragen: Ein Weiser sey ein Liebhaber der Schauspiele, und er mache sich eben so wol als sonst jemand ein Vergnügen daraus an den Bachusfesten die Concerte und den Schauplatz zu besuchen; aber er will nicht, daß Kunstverständige über die Musik oder andre gelehrte Sachen Untersuchungen anstellen, und bey der Tafel sich davon unterreden: Ja er wollte denen Königen, welche Liebhaber der Wissenschaften sind, belieben, daß sie bey den Gastmalen lieber Erzählungen von allerley Kriegslisten anhören, lieber abgeschmackte Scherze und Possen, als Reden über ein Problem der Musik oder der Dichtkunst dulden

den sollten. Er schrieb auch sein Buch von der königlichen Würde allerdings, als wenn er es für einen Sardanapal oder Naratus, einen Satrapen über Babylon, verfertigt hätte. Aber gewiß hätte er niemals weder den Hieron, noch den Attalus, noch den Archelaus bereden können, daß sie den Euripides, den Simonides, den Melanippides, den Crates, den Diodotus von ihrer Tafel entfernt, und an ihre Stelle Possenreisser, wie Kardax und Agriantes, und Kallias, oder Leute die durch nachahmendes Geheul und geräuschvolles Händeklopfen zu belustigen suchen, wie Thrasonides und Thrasyleon, dazu gezogen hätten. Ptolemäus der erste, der das Museum zu Stande gebracht, hätte diese vortreflichen und recht königlichen Anweisungen in Erfahrung bringen sollen; er würde gewiß zu den Samiern gesagt haben: „Woher o Musen! kömmt dieser Neid? Es steht gewiß keinem Athenienser wol an, den Musen so feindselig zu begegnen. — Doch

Die, welche Zeus nicht liebt, erschrecken,
Wenn sie der Musen Stimme hören. (*)

Sage mir einmal Epikur, du besuchest schon am Morgen frühe das Theater, um Harfenschläger und Flötenspieler daselbst zu hören: Wenn aber bey einer Gasterey Theophrast von den Symphonien, Aristoxen von den Abwechselungen und Aristophanes von den Werken des Homers zu reden anfangen, wirst du dann wol aus Zorn und Widerwillen mit beyden Händen die Ohren zuhalten? Hatte der Skythe Atheas nicht noch mehr Artigkeit als du? Der Flötenspieler Ismenias ward gefangen genommen, und spielte vor ihm während der Mahlzeit; Atheas aber schwur, er wollte lieber das Wiehern seines Pferdes hören.— Legen diese Leuthe nicht an den Tag, daß sie gegen alles, was schön und gut ist, einen unversöhnlichen Krieg führen ohne denselben anzukündigen? Wo lieben und schätzen sie noch etwas ernsthaftes, etwas reines, wenn keine sinnliche Wollust damit ver-

(*) Pindar. I. Pyth. Ode.

bunden ist? Wäre es nicht viel vernünftiger aus Liebe zu einem frölichen Leben, gleich den Goldkäfern und Geyern, die Salben und wolriechenden Sachen zu meiden, als aber die Gespräche verständiger Kunstrichter über die Musik und andre Künste mit einem so grossen Abscheu zu fliehen? Welche Flöte, welche zum Gesang gestimmte Cithar,

Welcher Chor, der aus dem ofnen
Wolgelehrten Mund der Sänger
Laute Töne spricht, . . .

hat je dem Epikur und Metrodor so viel Vergnügen verschaft, als die Betrachtungen über die Regeln der Chöre, die Auflösung verschiedener Fragen die Flöte, die Rythmen, die Arten der Harmonie betreffend dem Aristoteles, Theophrastus, Hieronymus und Dikäarchus gewährt haben? Dergleichen Fragen waren z. B: Warum unter zwo gleichen Flöten diejenige, die eine engere Oefnung hat, einen tiefern Ton von sich gebe? — Warum eine Schäferpfeife, wenn man sie niedersenkt viel tiefer

töne,

töne; und eben so auch, wenn sie mit einer andern verbunden wird, und hingegen abgesöndert vielschärfere Töne hören lasse? — Woher es komme, daß, wenn man das Orchester in dem Theater mit Staub und Stroh bestreuet, das Volk davon blind wird? — Warum der Künstler, da Alexander den Vordertheil der Bühne zu Pella wollte von Erz verfertigen lassen, solches und zwar aus dem Grunde gehindert habe; daß es die Stimme der Schauspieler verderben würde? — Woher es komme, daß colorierende Musik uns zerstreue, und hingegen harmonische die Zuhörer ernsthaft mache? —

So können das glückliche Genie der Dichter, ihre Erfindungen, der Unterschied ihrer Charakter, die darüber angestellten Untersuchungen, wo mit dem Schönen und dem Zierlichen das Natürliche und Wahrscheinliche sich verbindet, durch das überwiegende Vergnügen, das uns dies alles verschaft, wie Xenophon sich ausdrückt, uns darüber so gar der Liebe vergessen machen. Hievon aber wollen diese Leute nichts wissen,

und sagen es laut, daß dies ihnen völlig gleichgültig sey. Indem sie das Vermögen der Seele nachzudenken, ganz zu dem Cörper niederspannen, und dieselbe, vermittelst der sinnlichen Begierden, wie mit Gewichten von Bley herab auf den Boden ziehen, sind sie den Bereitern oder Hirten nicht unähnlich, welche ihrem Vieh Heu und Stoppeln, oder sonst andre Kräuter, als ein für dasselbe schickliches Futter hinwerfen.

Wollen sie nicht die Seele, vermittelst der Wollüste des Leibs mästen wie ein Schwein; in so fern sie nämlich den Genuß einer sinnlichen Lust für den Cörper erwarten und hoffen, oder sich der vergangenen erinnern? Und dies soll, nach ihrer Meynung, ihre einzige Freude seyn: Sie soll kein Vergnügen für sich eigen haben, keine Lust aus sich selber schöpfen; sie soll nicht einmal darnach streben. Was kann unvernünftiger seyn, als dieses behaupten?—Der Mensch bestehet aus zwey Theilen, aus Leib und Seele: Die Seele ist ihrer Würde nach weit über den Leib erhaben; und doch soll dem

Leib

Leib ein besonderes, ihm eigenes, seiner Natur gemässes Gut bestimmt seyn; der Seele hingegen keines: Sie soll nur müßig dasitzen, ihm zusehen, seinen Vergnügungen zulächeln, und nur zur Gesellschaft sich mit ihm freuen; für sich aber soll sie von Anfang ganz unbeweglich bleiben, ohne einige Leidenschaft: Sie soll für sich kein Gut haben, das ihre Wahl, ihre Sehnsucht verdiente, und ihr Vergnügen machen könnte. — Entweder sollten sie also ihre Gedanken gerade zu entdecken, und den Menschen für ganz cörperlich ausgeben, — wie einige wirklich denken, die offenbar läugnen, daß es geistige Substanzen gebe; — oder, wenn sie in dem Menschen zwo verschiedene Naturen annehmen, so sollten sie auch einer jeden von beyden ihr besonderes Gut und ihr besonderes Uebel, was ihr natürlich oder unnatürlich ist, anweisen; so wie ein jeder Sinn, obgleich sie alle völlig sympathisieren, seinen bestimmten empfindbaren Gegenstand hat. Das besondere Werkzeug der Seele des Menschen ist der

stand. Nun behaupten wollen, daß er keinen besondern Gegenstand der Betrachtung habe, der die Seele in Bewegung setze, ihre Zuneigung auf sich lenke, und dessen Besitz ihr Vergnügen bringe, das wäre allerdings höchst unvernünftig. — Oder man verläumdet sie etwann unwissender Weise, indem man ihnen falsche Meynungen andichtet?

Nein, nein, versetzte ich: Unser Urtheil spricht dich von aller Unbill gänzlich frey. Fahre nur getrost in deiner Rede fort.

Wie, sagte er, will Aristodem nicht an unserer Stelle die Rede fortsetzen, wenn du so gar müde bist?

Sehr gern erwiederte dieser, wenn du dich so müde wirst geredet haben wie jener; aber itzt bist du noch ganz frisch, mein guter wackerer Freund! Schone deiner selbst nur nicht, damit du nicht den Verdacht erweckest, als ob du arbeitscheu wärest.

Was noch zu sagen übrig ist hat keine Schwierigkeit, sagte Theon: Wir müssen nämlich alle

die

die vielen und grossen Vergnügungen der Ordnung nach durchgehen, welche ein thätiges Leben begleiten.

Nun gestehen die Epikureer selbst, daß Wolthun mehr Vergnügen bringe als Wolthaten empfangen. Man kann freylich auch durch Worte andern gutes erweisen: Das meiste und vornehmste dabey kömmt indessen immer, wie das Wort selbst zu erkennen giebt, und nach ihrem eigenen Geständniß, auf das Thun an. Wir haben so eben gehört vorlesen, wie Epikur voll Entzückung davon gesprochen, und wie er in denen an seine Freunde abgesandten Briefen dem Metrodor die prächtigsten Lobsprüche gegeben, daß er voll edeln und kühnen Muthes aus der Stadt in den Piräus hinabgegangen sey, um daselbst dem Mithros aus Syrien beyzuspringen, wiewol er bey diesem Anlas nichts ausgerichtet hätte. Welch hohes Vergnügen mußte nicht Plato empfinden, als Dion von seinem Unterricht begeistert hingieng, die Tyranney des Dionysius zerstörte und Sicilien in

Freyheit setzte? Welche Freude mußte Aristoteles nicht fühlen, da er seine an dem Boden liegende Vaterstadt wieder aufrichtete, und ihre flüchtigen Bürger in dieselbe zurückbrachte? Wie groß muß endlich nicht das Vergnügen des Theophrasts und Phidias gewesen seyn, da sie die Tyrannen ihres Vaterlandes ausrotteten? Wie vielen Männern haben sie nicht für ihre Person die wichtigsten Dienste geleistet? Nicht bloß, daß sie ihnen, wie Epikur gethan hat, etliche Scheffel Korn und Mehl zugeschickt, sondern, weil sie durch ihre Vermittelung ausgewirkt haben, daß Verbannte in ihr Vaterland zurückkehren durften; daß den Gefangenen ihre Fesseln aufgelöst und Kinder und Gattinnen ihren Eltern und Ehemännern wieder gegeben wurden. Aber, was will ich Sachen erzählen, die euch gewiß sehr wol bekannt sind. Doch kann ich die Unverschämtheit dieses Menschen nicht mit Stillschweigen übergehen, wenn ich schon wollte, der die Thaten eines Themistokles und Miltiades weit unter sich zu seyn glaubte,

und verächtlich davon redete, von sich selbst aber deswegen also an seine Freunde schrieb: „Das Korn betreffend, das ihr für uns einge„kauft und uns zugeschickt, so habt ihr damit „eure Sorgfalt für uns auf eine gar edle und „großmüthige Art an den Tag geleget, und uns „solche Merkmale euers Wolwollens gegeben, „die euern Ruhm bis an den Himmel verbrei„ten.„ Würde man nicht glauben, wenn man das, wo des Korns Meldung geschieht, wegnehmen würde, der Brief des Philosophen enthielte eine Danksagung für die Befreyung von ganz Griechenland, oder zum wenigsten doch des atheniensischen Volkes?

Wir wollen nicht einmal davon reden, daß die Natur für die sinnlichen Wollüste einen grossen Aufwand erfodert; daß schlechtes Brodt und Linsenkost ihre Lüsternheit bey weitem nicht befriedigt. Niedliche Speisen, thasische Weine, wolriechende Salben, allerley Naschwerk, und mit gelbem Honig nicht sparsam gewirkte Kuchen, sind die Dinge, welche die heisse Begierde dieser Wollüstlinge verlangt; überdas müssen

sie noch eine Anzahl junger und schöner Frauenzimmer haben, wie eine Leontion, Boidion, eine Hedia und Nikedion waren, die sich bey dem Lustgarten des Epikurs in der Runde herum aufhielten. Die Freuden der Seele hingegen müssen sich bekannter massen auf die Grösse der Thaten und die Schönheit denkwürdiger Werke gründen, wenn sie nicht hinfällig, unedel und kindisch, sondern im Gegentheil wichtig, beständig, und eines rechtschaffenen Mannes würdig seyn sollen. Kein Mensch mit gesundem Verstand wird das für eine wahre Freude halten, wenn man sich, gleich den Schifsknechten, die die Feste der Venus feyern, einer ausgelassenen Fröhlichkeit überläßt, und groß damit dünkt, wenn man bey dem Anfall einer gefährlichen Wassersucht, wie Epikur, seine Freunde öfters zu Gast hat, und den wassersüchtigen Leib freygebig mit neuen Feuchtigkeiten anfüllt, und, so wie er, da er sich der letzten Reden seines Freundes Neokles erinnerte, in einer ganz besondern mit Thränen vermischten

Wol-

Wollust zerfliesset. Wenn je bey der menschlichen Seele das, was man ein Sardonisches Lächeln nennt, statt hat, so ist es gewiß bey diesem gezwungenen und weinerlichen Lachen. Wenn man dies dennoch Freude und Vergnügen heissen will, so vergleiche man damit das Uebergewicht jener erhabnern Wollüste: *

Spartas glänzenden Ruhm hat unsre Klugheit beschnitten.

Demnach:

Dieser Fremdling ist der, der Roms und des Vaterlands Licht war.

Ferner:

Bist du ein Gott? Bist du nur Mensch? Wie soll ich dich nennen?

Wann

(*) Der erste Vers enthält das Lob des Epaminondos, und ist der erste von denen, die unter seine Bildsäule geschrieben waren. Paus. B. IX. Cicero hat ihn also übersetzt: Consiliis nostris laus est attonsa Laconum. Tusc. V. 17. — Der zweyte lobt den Marcellus, und steht auch unter seiner Bildsäule. Plut. im Marcell. — Der dritte kömmt mit der Anrede des Orakels an den Lykurgus überein.

Wenn ich mir die glorreichen Thaten des Thrasybulus und Pelopidas vor Augen stelle; wenn ich den Aristides bey Platäa oder den Miltiades bey Marathon betrachte, so finde ich mich von Entzückung dahingerissen, mit Herodot den Ausspruch zu thun, daß ein thätiges Leben noch reicher an Vergnügen als an Tugend und Ruhm sey. Epaminondas selbst zeuget für mich. Er sagte, wie man erzählt: Es sey ihm in seinem Leben nichts angenehmer gewesen, als daß seine Aeltern noch am Leben waren, und das Siegeszeichen mit ansahen, das bey Leuktren errichtet ward, da er die Thebaner anführte.

Laßt uns nun mit der Mutter des Epaminondas die Mutter des Epikurs vergleichen, welche sich freute, da sie sah, wie ihr Sohn sich in seinem Garten verbarg, und daselbst bey einer feilen Buhlerin von Kützikum gemeinschaftlich mit seinem Freund Polyaenus Kinder erzeugte. Daß die Mutter und die Schwester des Metrodorus sich ausnehmend über seine Heurath gefreut haben, siehet man aus den Antwor-

worten an den Bruder, welche sich in seinen Büchern befinden.—Diese Leute erheben dann ihre Glückseligkeit mit lautem Geschrey, und rühmen wie herrlich sie gelebt haben, nicht anders als wie Sklaven, wenn sie an den Festen des Saturnus miteinander schmausen, oder an den Bachusfesten herumschwermen und, indem sie ein unerträgliches Geheul und Lärmen verursachen, in dummer ungesitteter Frölichkeit also ungefehr thun und reden:

Was sitzst du hier? Auf! laß uns trinken! — Ist
Nicht Speise da? Du Narr verkürz dich nicht! —
Nun jauchzen diese laut: — Dort schenkt man Wein ein; —
Und dieser windt den Kranz um seine Schläfe. —
Ein andrer hält den Lorbeerzweig und singt
Dem Phoebus, und entweiht den schönen Zweig
Durch schändlichen Gesang. — Und dieser schlägt

Die

Die Thür gewaltig zu, und schließt sein Weib,
Sein liebes Weib, das an ihr pochte, aus.

Kömmt dasjenige, was Metrodor an seinen Bruder schreibt nicht völlig mit diesem überein? „Es ist gar nicht darum zu thun, mein lieber Timokrates, daß man sich für die Wolfarth der Griechen in Gefahr begebe, oder daß, wegen unsrer Weisheit, uns von ihnen Kronen zuerkannt werden, sondern, daß wir essen und Wein trinken, doch also daß es unserm Bauch nichts schade, sondern ihm recht wol bekomme.„ Und was er an einem andern Ort in eben denselben Schriften sagt: „Wie freute ich mich, und wie stolz war ich nicht darauf, daß ich von dem Epikur meinem Bauch recht gütlich thun gelernt habe. Denn das höchste Gut des Menschen, mein Naturforschender Timokrates! ist in dem Bauch anzutreffen.„

Kurz der Bauch ist bey diesen Leuten der Mittelpunkt und der ganze Umfang ihrer Glückseligkeit. Sie haben eine Lebensart gewählt,

die sie völlig von den Menschen absondert, für die Wolfarth des Staates unempfindlich macht, jedes Gefühl der Menschenliebe, jeden edlern Enthusiasmus für wahren Ruhm und jede gemeinnützige Dienstbegierde völlig auslöscht: Sie können daher die glänzenden, recht königlichen, das Herz erhöhenden Freuden, die über die ganze Seele ein glänzendes Licht und eine sanfte Stille verbreiten, niemals fühlen. Und doch ist die menschliche Seele von Natur gar nicht so träge, so klein und niederträchtig, daß sie ihre Begierden, wie die Polypen ihre Arme, bloß nach eßbaren Dinge ausstrecke: Sie ist vielmehr sehr bald gesättigt, und der Ueberdruß folgt augenblicklich nach. Jene edlern Triebe nach Tugend, wahrem Ruhm und ausgebreitetem Verdienst, setzen sich, wann sie einmal ihre Stärke erlangt haben, nicht bloß dieses kurze Leben zum Ziele; die Ruhmbegierde und Menschenliebe umfaßen die ganze Ewigkeit, und bestreben sich immer, vermittelst schöner und großmüthiger Handlungen, beständig höher zu steigen,

gen; durch Handlungen, die mit unaussprechlichen Freuden verbunden sind, Freuden, denen diese großmüthigen Wolthäter nicht entgehen könnten, wenn sie schon wollten: Dieselben begegnen ihnen, und umringen sie aller Orten, wenn sie viele durch ihre Wolthaten beglückt haben.

Gehet er durch die Strassen der Stadt, so sieht ihn ein jeder
An wie einen Gott.

Selbst ein Blinder muß sehen, daß derjenige in seinem inwendigen eine ausnehmende Freude und Zufriedenheit fühlen muß, der seinen Nebenmenschen solche Gesinnungen gegen sich eingeflößt hat, daß jedermann bey seinem Anblick das Herz vor Freude hüpfet, jedermann ihn begrüssen, mit ihm reden will. Sie sind daher auch unermüdet, andern Gutes zu erweisen. Sie verlieren den Muth niemals, und legen etwa ihre Gesinnungen also zu Tage:

Vielen Menschen zu nützen, hat dich dein Vater geboren.

Und:

Niemals laßt uns ermüden, durch Wolthun andre zu segnen.

Was

Was wollen wir aber von Leuten reden, die in einem hohen Grad gut sind? Wenn einem nur mittelmäßig schlimmen Menschen, derjenige so über sein Leben Gewalt hat, es sey nun Gott oder sein König, noch eine Stunde einräumen würde, daß er dieselbe zur Verrichtung einer schönen Handlung, oder zum Genuß irgend eines Vergnügens anwenden, darnach aber alsobald sterben sollte, würde auch wol jemand seyn, der in diesem kleinen Zwischenraum lieber die Lais umarmen, oder ariusischen Wein trinken, als aber den Archias tödten und durch seinen Tod Theben befreyen wollte? Ich kann es nicht glauben: Denn ich habe schon beobachtet, daß Fechter, (ich meine nicht solche die ganz viehisch, sondern die gebohrne Griechen waren), wenn man ihnen, da sie bereit waren den Kampfplatz zu betretten, häufige kostbare Speisen vorgelegt, lieber die noch übrige Zeit damit zugebracht haben, daß sie ihre Weiber ihren Freunden anbefohlen, oder ihren Sklaven die Freyheit geschenkt, als daß

daß sie noch ihrem Bauch etwas zu gut gethan hätten.

Gesetzt aber, die Wollüste des Leibs seyn so groß: Haben die, welche einem thätigen Leben sich wiedmen, dieselben nicht mit jenen gemein? Auch sie

(*) Essen mit Brodt, und trinken röthlichte Weine:

Auch sie sitzen mit ihren Freunden beym Gastmahl, und gewiß mit muntrerer Freude, wenn sie, wie Alexander und Agesilaus, oder auch wie Phokion und Epaminondas aus der Schlacht oder von andern wichtigen Verrichtungen zurückgekommen, als die, welche sich nahe beym Feuer salben und in den Sänften ganz gemächlich schütteln lassen. Im Besitz weit grössrer und edlerer Vergnügungen verachten sie jene. — Was würden sie wol vom Epaminondas sagen, der, weil er eine gar zu kostbare Mahlzeit, die weit über das Vermögen des Gastgebs war, zugerüstet sah, nicht wollte zu Tische sitzen, sondern

(*) Ilias. E. v. 341.

dern zu seinem Freunde sagte: Ich dachte, du wolltest den Göttern opfern, nicht üppiger Schwelgerey dich überlassen. — So wies Alexander die Köche der Königin Ada weg, und sagte: Er habe selbst weit bessere Köche; zum Mittagsmal weite Züge vor Anbruch des Tags, und zum Abendessen eine mäßige Mahlzeit zu Mittag. Als ihm Philoxenus wegen einiger schönen Knaben schrieb, ob er sie für ihn kaufen sollte, hätte er ihn deswegen beynahe seiner Stelle ententsetzt. Ein geringerer Schmerz, sagt Hippokrates, wird von einem grössern verdunkelt: So werden auch die Wollüste des Leibs durch die überwiegende Grösse und Vortreflichkeit der Freuden, die aus tugendhaften und ruhmwürdigen Thaten entspringen, gänzlich stumpf gemacht und ausgelöscht.

Wenn man auch den Satz der Epikureer, daß das Andenken der vormals empfundenen Freuden sehr viel zu einem frölichen und vergnügten Leben beytrage, annehmen sollte, so wird doch kein Mensch dem Epikur darinn

Glauben zustellen, daß er mitten in den heftigsten Schmerzen der Krankheit auf seinem Todbette durch das Andenken der ehemals genossenen Wollüste sey erquickt worden. Es wäre leichter, sein Bild in dem Boden eines ungestümmen, wellenwerfenden Wassers zu erblicken, als bey so gewaltigen fieberhaften Zuckungen des Leibs das schmeichelhafte Andenken der gehabten Ergetzlichkeiten in die Seele hervorzurufen. Alle Bemühungen wären hingegen vergeblich, das Andenken schöner Thaten auszulöschen. Wie hätte Alexander jemals die Schlacht bey Arbela, Pelopidas den Tod des Leontiades, und Themistokles das Seetreffen bey Salamis vergessen können? Noch heut zu Tag feyern die Athener die Marathonische, und die Thebaner die Leuktrische Schlacht, und auch wir, wie ihr wisset, begehen feyerlich das Andenken des Siegs, den Diaphantus bey Hyampolis erfochten hat: Ganz Phokis ist mit Opfern, Ehrenbezeugungen und Feyerlichkeiten angefüllt, und doch ist keiner von uns, dem Essen und Trinken bey diesen Festen

so

so viel Vergnügen mache als die schönen Thaten dieser Männer. Man kann hieraus abnehmen, welch grosse, lebhafte und entzückende Freude sie selbst, die Urheber dieser ruhmwürwürdigen Thaten, in ihrem ganzen Leben müssen empfunden haben, da ihr Andenken nach fünfhundert und noch mehr Jahren annoch von so vielen Freudenbezeugungen begleitet ist.

Doch Epikur gestehet selbst, daß der Ruhm die Ursache sanfter Freuden sey. Was konnte der um des Ruhms willen nicht thun, der von einer so unmäßigen und bis zum Ungestüm getriebenen Begierde darnach entbrannte, daß er nicht nur seine Lehrer gänzlich verläugnete; nicht nur mit dem Demokrates, der sein Lehrgebäude, ohne ein Wort zu ändern, heimlich entwendet hatte, wegen einiger Sylben und Worte einen heftigen Streit anfieng; nicht nur behauptete, daß ausser ihm und seinen Schülern niemals ein wahrer Weiser auf Erden gewesen, sondern so gar die Unverschämtheit hatte in seinen Schriften zu erzählen, wie Kolotes, da er

die Naturlehre vortrug, voll Ehrfurcht seine Knie fußfällig umarmt habe; wie Neokles, sein Bruder, schon in seinen jungen Jahren den Ausspruch gethan, es sey niemals kein Mensch so weise gewesen, auch sey itzt keiner wie Epikur; zu erzählen, seine Mutter habe so viele Atomen in ihrem Schoosse enthalten, daß solche durch ihre Zusammenfügung einen so grossen Weisen gebildet hätten. Wie Kallikratidas sagte, Konon triebe Ehebruch mit dem Meer, so könnte man auch sagen, Epikur buhle heimlich auf eine unanständige Weise um die Ehre und suche sie in seinen Gewalt zu bringen, die Ehre, deren er öffentlich nicht genießt, und die er doch liebt und mit der grösten Sehnsucht zu besitzen wünscht. Wie der menschliche Leib vom Hunger dazu gebracht wird, daß er, wenn keine Speise mehr vorhanden ist, wider die Natur von sich selbst seine Nahrung nehmen muß, so hat die eitle Ruhmbegierde für die Seelen der Menschen die schlimme Wirkung, daß, wenn ihr Hunger nach Lob nicht von andern

LB Coburg

dern gestillet wird, sie sich selbst loben. Wenn diese Leute einen so hohen Werth auf Lob und Ruhm setzen, gestehen sie nicht damit, daß sie sich selbst grosser Freuden berauben, wenn sie sich aus Schwachheit und Weichlichkeit den öffentlichen Bedienungen, der Regierung des Staats und der Freundschaft der Könige entziehen, von wannen doch, nach dem Urtheil des Demokritus, die schätzbarsten Güter dem menschlichen Leben zuflieſſen. Sollte der Epikur, der über das Zeugniß des Neokles, und des Kolotes Fußfall so empfindlich war, und sich damit so groß gedeucht hat, wenn er in den olympischen Spielen von dem ganzen versammelten Griechenlande mit lautem Beyfall beehret wurde, nicht fast darüber von Sinnen kommen, und vor Freude heulend sich erheben,

Wie der alten Distel wolligte Blüthe,

wie Sophokles sagt?

Wenn nun ein guter Name etwas so angenehmes ist, so muß natürlicher Weise ein übler Ruf etwas sehr verdrießliches seyn. Was kann

aber einem guten Namen nachtheiliger seyn, als wenn man ein freundschaftloses, unthätiges Leben führt; ohne einige Furcht vor den Göttern allen Ausschweifungen der Wollust sich überläßt, und alles andre daneben vernachläßigt und geringeschäzt. Nun behaupten alle Menschen, sie allein ausgenommen, daß dies der Lehrbegrif der Epikureischen Sekte sey. — Allein, wird jemand sagen, man thut ihnen darinn Unrecht. — Es ist aber itzt nicht die Frage, was die Wahrheit sey, sondern nur in welchem Rufe sie stehen. — Ich will die Schmähschriften und die Verordnungen, so ganze Städte wider sich gemacht haben, nicht anführen: Es wäre zu verhaßt. So lange aber die Orakel, die Wahrsagerkunst, die Fürsehung der Götter, die natürliche Liebe und Zuneigung der Aeltern gegen ihre Kinder, so lange die Regierung eines Staates, die Oberbefehlshaberstellen im Kriege, und die obrigkeitlichen Bedienungen in Ansehen stehen, und Ehre und Ruhm damit verbunden sind, so lange müssen auch diejeni-

jenigen für ehrlose, schlimme Leute angesehen werden, die behaupten dürfen, man müsse essen und trinken, doch so daß es dem Bauch wol thue, und er davon keinen Schaden nehme, und dabey um die Wolfarth Griechenlands sich nicht im geringsten bekümmern. — Wenn sie sich nun als solche überall verachtet sehen, so muß dies sie sehr betrüben, und ihr Leben sehr verbittern, in so ferne sie einen guten Namen selbst für ein schätzbares und beseeligendes Gut halten.

Nachdem Theon dieses gesagt, fand man für gut unsern Spaziergang hier zu endigen. Wir sassen nach unsrer Gewohnheit auf die Stühle nieder, dachten dem gesagten nach, und alle schwiegen eine kurze Weile. Zuletzt sagte Zeuxippus in Beziehung auf den vorigen Vortrag: Wer will das übrige noch ausführen? Es will sich nicht wol schicken, daß man hier der Rede ein End mache, da Theon so eben des Wahrsagens und der Fürsehung der Götter Meldung gethan hat: Denn die Epikureer glauben, ihr

Leben habe dadurch an Vergnügen, Heiterkeit und freudiger Zuversicht sehr viel gewonnen, daß sie diese Begriffe weggeschaft haben. — Es ist also nöthig, daß man hiervon auch noch rede.

Aristodem nahm das Wort und sagte: Was das Vergnügen betrift, so sie uns hiedurch verschaffen wollen, so ist schon vorhin gezeigt worden, daß, wenn sie auch alles erhalten, was sie verlangen, ihre Meynung uns wol von einer gewissen ängstlichen abergläubischen Furcht befreyen könne, daß dieselbe uns aber zugleich von Seiten der Götter nicht das geringste verspreche, das für uns angenehm und erfreulich seyn könnte. Wir bekommen solche Gesinnungen für sie, wie für die Hyrkanier und Skythen: Wir haben ihrethalben keine Ursach etwas zu besorgen, aber auch keine uns über etwas zu freuen; wir erwarten von ihnen weder Gutes noch Böses.

Wenn ich noch etwas zu dem gesagten hinzufügen soll, so deucht es mich nicht unschicklich zu seyn, wenn ich von ihnen selbst meine Grün-

de

de borge. — Sie bestreiten die Meynung derjenigen, die alle Traurigkeit, alles Weinen und Seufzen über den Tod geliebter Freunde verbieten. Sie sagen, diese mit der Unempfindkeit sehr nahe verwandte Gleichgültigkeit verrathe Grausamkeit, ausschweifende Eitelkeit des Gemüths und also ein weit grösseres Uebel; deswegen sey es besser ein wenig mitzuleiden und zu trauern, doch nicht so, daß man sich fast die Augen ausreibe, in Thränen zerfliesse und die Gebehrden und Wehklagen derjenigen nachmache, die sich gerne das Ansehen weichmüthiger Seelen und herzlich theilnehmender Freunde geben wollen. Also läßt sich Epikur in verschiedenen Stellen seiner Schriften, und besonders in den Briefen über den Tod des Hegesianax verne hmen, die er an den Dositheus den Vater, und Pürson den Bruder des Verstorbenen geschrieben: Ich habe dieselben erst neulich durchgelesen, da sie mir von ohngefähr in die Hände gekommen.

Ich behaupte also gegen die Epikureer, daß die Gottesverläugnung, zu der sie uns verleiten,

indem

indem sie uns zugleich mit der Furcht vor seinem Zorn alle freudige Hofnung zu GOtt wegnehmen, kein geringeres Uebel sey als Grausamkeit und eitle Pralerey. Es ist besser, es mische sich etwas von Scheu und Furcht in unsre Begriffe von Gott, als daß wir uns zwar davon losmachen, dabey aber keine Gnaden und Gunst-Bezeugungen von ihm erwarten, weder im Glück unser Vertrauen auf ihn setzen, noch im Unglück unsre Zuflucht zu ihm nehmen dürfen. Man thut freylich wol, wenn man von seinen Vorstellungen von den Göttern alles abergläubische entfernet, so wie man, um zu sehen, den Eiter aus den Augen wegschaffen muß. Wenn dieses aber unmöglich ist, so muß man deswegen den Glauben, den die Menschen gröstentheils von den Göttern haben, ihnen nicht mit Gewalt entreissen und sie völlig blind machen. Die Religion ist nicht so schrecklich und finster, wie sie diese Leuthe vorstellen, um die göttliche Fürsehung zu lästern: Daß sie nämlich den Menschen, wie kleinen

nen Kindern Schrecken einjage, oder gleich einer furchtbarn, tragischen Rachegöttin die bebend enverfolge. Es sind unter denjenigen, die sich vor Gott fürchten, wenige, für die es besser wäre von dieser Furcht befreyt zu seyn. Denn die, welche ihn als einen Beherrscher fürchten, der den Guten gnädig, und ein Feind der Bösen ist, können nur um dieser Furcht vor Gott willen viele andre Verwahrungsmittel gegen die Ungerechtigkeit sehr wol entbehren; das Laster muß bey ihnen nothwendig im Abnehmen seyn: Sie müssen auch gewiß weit geringere Unruhen empfinden als diejenigen, die sich allen Lastern ungescheut überlassen und kühn genug sind jedes Verbrechen zu begehen, hernach aber bald von Furcht und Nachreu ergriffen werden.

Bey den religiosen Gesinnungen des grössern, unwissenden Haufens der Menschen, die nicht gar lasterhaft sind, mischet sich freylich gerne etwas angsthaftes und furchtsames, was man Aberglauben nennt, mit in ihren Dienst und ih-

re

re Verehrung ein: Dennoch wird dasselbe von der freudigen, zuversichtlichen Hofnung, womit sie jedes Glück und die Fortdauer ihres Wolstandes von den Göttern erflehen und getrost erwarten, unendlich übertrofen. Wir haben davon sehr zuverläßige Merkmale. Denn weder der Aufenthalt in dem Tempel, noch die festlichen Tage, noch andre Beschäftigungen oder Schauspiele können uns je so belustigen, wie das, was wir selbst zu dem Dienst der Götter thun sehen oder selber thun; wenn wir alles mitfeyern, mit an dem Reihen tanzen, den Opfern, den Geheimnissen beywohnen. Die Seele ist da gar nicht betrübt, muthlos und niedergeschlagen, als wenn sie mit Tyrannen und schrecklichen Peinigern zu schaffen hätte, sondern wo sie Gottes Gegenwart am meisten vermuthet und aus Gründen erwartet, da verbannt sie auch gewiß vornehmlich alle Traurigkeit, alle Furcht und Sorgen; überläßt sich ganz dem Vergnügen, und jeder trinkt frölich mit, und lacht

und scherzt. Er fühlt was der Dichter von der Liebe gesungen:

Froh hüpft dem Greis, dem alten Weib
das Herz
Wenn es der holden Venus sich erinnert.

Bey dem feyerlichen Gepränge und den Opfern aber ist nicht nur der Greis, der Arme, der Gemeine, sondern auch

Die starke Magd, die in der Mühle mahlt,

der Hausknecht, der Taglöhner voll Freude und frölichen Muthes. Sehr reiche Leuthe und Könige stellen wol bisweilen kostbare öffentliche Gastereyen an. Allein jene heiligen Gastmahle und Opfermahlzeiten, wo sie die nahe Gottheit gleichsam voll heiliger erstaunter Ehrfurcht zu fühlen scheinen, sind von ungleich mehr Vergnügen und Freude begleitet. — Wer aber keine Fürsehung glaubt und nichts von ihr hoffet, der nimmt keinen Antheil an diesen Freuden. Es ist nicht der Ueberfluß an Weine und gebratenem Fleisch, was diese Feste so erfreulich macht, sodern die freudige Versicherung von

der

der Gegenwart eines gnädigen Gottes, der an dem Dienst, den man ihm da erweist, ein Wolgefallen habe: Es giebt Feste, an denen man keine Flöten und keine Kränze hat; aber ein Opfer, wo kein Gott ist, ist wie ein Fest da man keine Gasterey anstellt, ohne Gott, ohne Feyerlichkeit, ohne Entzückungen der Andacht; und das was übrig bleibt ist höchst traurig und unangenehm, genau das, was Epikur davon zu geniessen hat. Aus Furcht vor der Menge verrichtet er aus Heucheley Gebete, ohne etwas zu begehren; stellt sich andächtig, und sagt Dinge, die seiner Philosophie gerade zu entgegen sind. Bey dem Opfer steht er neben dem Priester, als wenn ein Koch ein Thier abschlachtete, und wenn er geopfert hat geht er fort und sagt:

Mein Opfer ist umsonst: Die Götter sorgen
Für mich nicht im geringsten. . . .

Epikur ist demnach der Meynung, man solle sich den andern gleichstellen, und gegen den grossen Haufen, der diese Gebräuche mit Lust ver-

verrichtet, nicht den geringsten Unwillen blicken lassen oder ihn tadeln, sondern alles mitmachen, obgleich man so wider seine Gesinnungen handle, und heimlich den grösten Verdruß deswegen empfinde: Denn alles,

Was man aus Noth gezwungen thut, ist hart,

sagt Evenus. Der Epikureer hält dafür, es geschehe nicht zum Vergnügen, sondern nur aus Furcht, wenn der Abergläubige den Opfern und Geheimnissen beywohnt: Allein der erste ist von diesem in nichts unterschieden, wenn er aus Furcht das nämliche thut; daneben hat er auch keinen Antheil an den guten Hofnungen des andern; er muß überdas in beständigem Kummer und Unruhe schweben, der Betrug, womit er andre zu täuschen und zu hintergehen sucht, möchte offenbar werden. Die Bücher der Epikureer, worinn sie von der Gottheit und den Göttern reden, sind eben deswegen ganz dunkel und unverständlich: Nichts ist klar und deutlich vorgetragen; sie verstecken

und verbergen ihre wahre Meynung auf alle mögliche Weise eben darum, weil sie sich vor dem Volk fürchten.

Wir haben von den beyden Gattungen der Menschen, den bösen und dem grossen unwissenden Haufen genug gesagt. Laßt uns itzt auch, drittens, von einer bessern Art der Menschen, den Freunden Gottes reden, und die erhabenen und reinern Vergnügungen betrachten, die sie aus ihren richtigern Begriffen von der Gottheit schöpfen. Gott ist nach ihren Vorstellungen der Urheber alles Guten; der Vater von allem was schön und vortreflich ist. Es wäre eben so unbillig von ihm zu glauben, daß er etwas böses thun, als daß ihm selbst etwas böses begegnen könnte. Er ist höchst gut, und vermöge seiner Güte über alle Mißgunst, Furcht, Zorn und Haß unendlich erhaben. So wenig die Wärme kann kalt machen, sondern alles erwärmet, so wenig kann die Güte andern Schaden zufügen. Zorn und Gnade, Groll und Sanftmuth, Menschenliebe und Wolwollen und Bos-

heit

heit und störrisches Wesen, sind ihrer Natur nach himmelweit von einander getrennt. Das eine zeugt von Tugend und Macht, das andre von Unvermögen und Lasterhaftigkeit. Die Gottheit ist also keinen plötzlichen Anfällen des Zornes oder der Gunst unterworfen: Sie ist von Natur zum Wolthun und zur Hülfe geneigt, und Zörnen oder Schaden streitet mit ihrer Natur. — Der grosse Jupiter des Himmels ist der erste, der herabsteigt und alles auf Erden anordnet und regiert. Von den übrigen Göttern wird der eine der Geber, ein andrer der Gütige, und noch ein andrer der Beschützer genennt. Ueber den Apollo, der den beflügelten Wagen regiert, wie Pindar sagt, ward das Urtheil gefällt, daß er den Menschen am meisten gutes thäte. Oder, wie Diogenes sagte, alles gehört den Göttern: Unter Freunden nun ist alles gemein; die rechtschaffenen Menschen aber sind Freunde der Götter. Nun ist es eben so unmöglich, daß ein Geliebter der Götter nicht glücklich seyn sollte, als es unmög-

lich ist, daß ein mäßiger und gerechter Mensch nicht sollte von den Göttern geliebet werden.

Glaubst du nun die, welche die Fürsehung der Götter läugnen, verdienen noch eine andre Strafe, oder sie seyn dadurch nicht schon sattsam gestraft, daß sie sich selbst eines so grossen Vergnügens und einer so entzükenden Freude berauben, welche wir andern empfinden, die von der Gottheit richtiger denken? Metrodor, Polyaenus, Aristobulus waren des Epikurus einzige Stütze und Trost: Seinen ganzen Lebenslauf aber war er fast damit beschäftigt, daß er bald die einen in ihren Krankheiten verpflegen, bald den Tod der andern beweinen mußte. — Lykurgus hingegen ward von der Priesterin des Apollo also angeredt:

Jupiters Freund, und aller Bewohner des
hohen Olympus!

Sokrates glaubte, ein Dämon unterrede sich mit ihm und sey ihm besonders günstig. Pindar hörte den Pan ein Gedicht singen, das er selbst verfertigt hatte. Gewiß müßen diese Männer

ner eine nicht geringe Freude darüber empfunden haben, so wie Phormion, der die Dioskuren, und Sophokles der den Aeskulap bewirthet; denn so glaubte es dieser selbst, und so glaubten es wegen der geschehenen Erscheinung auch andre. — Die Gedanken des Hermogenes von den Göttern verdienen mit seinen eignen Worten angeführt zu werden: „Die Götter, „sagt er, die alles wissen und alles können, „sind so sehr meine Freunde, daß ihrer Aufsicht „und Sorge, weder bey Tag noch bey Nacht, „nichts von dem verborgen ist was ich unterneh„men oder was ich thun werde. Weil sie aber „den Erfolg und den Ausgang meiner Unter„nehmungen vorhersehen, so machen sie mir „denselben vermittelst ihrer Boten, durch Stim„men, Träume und den Flug der Vögel be„kannt.„

Es ist zwar sehr natürlich, daß alles was von den Göttern kömmt schön und gut sey: Und der Gedanke selbst, daß von den Göttern dieses und jenes Gute zugeschickt werde, muß

nothwendig ein ausnehmendes Vergnügen verschaffen, ein unumschränktes Vertrauen einflössen, den Muth erhöhen, und eine diesen Gütern gleichsam zulächelnde Freude hervorbringen. Die, so anders denken, berauben sich dessen, was das süsseste Vergnügen des Wolstandes ausmachet, und aller Hülfe und Zuflucht in Widerwärtigkeiten: Die Zerstörung ihres Wesens, und ein völlig unempfindlicher Zustand, ist ihre einzige Zuflucht; der Port, auf den sie im Unglück ihr Auge richten. Es ist eben so viel als wenn man einem, der auf dem Meer vom Sturme ergriffen worden, auf folgende Art Muth einsprechen wollte: Das Schif sey zwar ohne Steuermann; es sey auch kein Anschein, daß das Gestirn der Dioskuren (*) durch ihre hülfreiche Gegenwart die Wuth des empörten Meeres und das heftige Stürmen der Winde besänftigen werde: Dies alles aber müsse ihm keinen Schrecken einjagen, denn es sey bereits an dem, daß das Schif von dem Meer

(*) Des Castor und Pollux.

Meer verschlungen werde, oder sehr bald an eine Klippe anstosse und zerscheitre. Mit diesen Gründen tröstet Epikur in schweren Krankheiten und heftigen Schmerzen. „Hoffest du etwann wegen deiner Frömmigkeit Hülfe und Trost von den Göttern? Du hast gar zu stolze Einbildungen: Die selige und unsterbliche Natur der Götter ist weder dem Zorn noch dem Mitleiden unterworfen. — Erwartest du ein besseres Schicksal nach diesem Leben, als du hier erfahren mußtest? Du betriegest dich. Was einmal zerstört ist, hat keine Empfindung mehr: Was aber unempfindlich ist, das geht uns weiter nichts mehr an.„ — Was räthest du mir dann, mein Lieber? Ich soll essen und frölich seyn? Weil der Sturm so grimmig ist, daß ich bald werde Schifbruch leiden, und der Schmerz so übermäßig groß, daß er mich bald dem Tod überliefern wird? Und doch hat der Reisende, der Schifbruch gelitten und ins weite Meer hinausgeworfen worden, noch einige Hofnung mit Schwimmen sich fortzuhelfen und vielleicht das

Land zu erreichen. Diese Philosophie hingegen zeigt der Seele keinen Ausgang nicht aus dem schäumenden Meere; (*) sie ist plötzlich verschwunden, zerstreut, und geht noch vor dem Cörper zu Grunde; und sie muß sich gewiß über eine so höchst weise und göttliche Lehre in einem hohen Grade freuen, wenn sie vernihmt, daß ihr gänzlicher Untergang, Zerstörung und Vernichtung das End aller ihrer Widerwärtigkeiten sey.

Allein, es wäre von mir thöricht gehandelt, sagte er, und sahe mich an, wenn ich weitläuftiger hievon reden wollte, da wir von euch so eben die Widerlegung derjenigen gehört haben, die behaupten, die Gründe des Epikurs können uns den Tod leichter und süsser machen als alle das, was Plato darüber in seiner Abhandlung von der Seele geschrieben hat.

Zeuxippus nahm das Wort und sagte: Soll unsre Untersuchung deswegen unvollständig bleiben?

(*) Odyssee. E. 410.

ben? Sollen wir ein Bedenken tragen das (*) Orakel anzuführen, wenn wir wider den Epikurus disputieren?

Im geringsten nicht, sagte ich; und wie Empedokles sagt:

Was schön ist darf man öfters hören:

Wir wollen also den Theon bitten, daß er fortfahre. Er hatte damals, so viel ich weiß, der Unterredung beygewohnt: Daneben ist er noch jung, und hat also nicht zu besorgen, daß die jüngern hier wegen Mangel des Gedächtnisses einen Streithandel mit ihm anfangen.

Theon sahe sich gezwungen und sagte: Wenn es euch nun so gefällt, und es so seyn soll, so will ich doch nicht deinem Beyspiel folgen Aristodemus. Du hattest vorhin Bedenken getragen, etwas, das dieser gesagt hatte, zu wiederhohlen: Ich aber will mich des deinigen bedienen. Du hast, wie mich dünkt gar richtig, die Menschen

(*) Der Text ist hier in verschiedenen Stellen mangelhaft, so wie man dieses bis zum Ende der Abhandlung öfters bemerken kann.

in drey Gattungen abgetheilt. Die erste machten die ungerechten und lasterhaften aus. Die zweyte begreift den grossen Haufen des Pöbels, und die dritte die Guten und Weisen in sich.

Wenn nun die Ungerechten und Lasterhaften Strafen zu fürchten haben, so wird sie eben diese Furcht von manchem Verbrechen abhalten; sie werden eben deswegen viel eher stille bleiben; ihr Leben wird viel vergnügter und von Unruhe weit weniger geplagt seyn. Epikur ist selbst der Meynung, daß man diese durch kein ander Mittel als durch die Furcht der Strafen von der Ungerechtigkeit abbringen könne. Er will deswegen, daß man sie mit abergläubischem Zeug überhäufe; daß man alles was der Himmel und die Erde furchtbares haben, und die Abgründe; alles, was Schrecken und Angst einjagen kann, gegen sie in Bewegung bringe, damit sie etwann dadurch erschreckt einen ehrbarern und friedfertigern Wandel führen. Es ist für sie doch allezeit besser, aus Furcht vor dem was auf den Tod folget, Lasterthaten zu unter-

terlassen, als aber dieselben auszuüben, und ihr ganzes übriges Leben in beständiger Furcht und Schrecken hinzubringen.

Bey dem grossen Haufen ist diese Furcht vor der Hölle sehr geringe; und die Hofnung jener gefabelten Ewigkeit, nebst der Liebe zum Daseyn, dieser ältesten und ersten aller menschlichen Begierden, überwägen durch ihre Annehmlichkeit und die daraus entspringenden Freuden jene kindische Furcht. Wenn solche Leuthe ihre Kinder, Gattinnen und Freunde verlieren, so ist ihnen die Vorstellung von dem Aufenthalt an irgend einem Orte, und ihrer Fortdauer, wenn dieselbe schon mit Leiden vergesellschaftet ist, weit erwünschter als eine gänzliche Zerstörung und Vernichtung. Sie hören daher gerne, wenn man einem sterbenden sagt: **Er scheide von hinnen; er gehe an einen andern Ort;** und kurz, alle diejenigen Redensarten, welche den Tod nicht als einen gänzlichen Untergang, sondern nur als eine mit der Seele vorgehende Veränderung beschreiben. Sie reden meist auch selbst also:

Dort

Dort auch werd ich mich noch des liebsten
Freundes erinnern. (*)

Und:

Sage, was soll ich dem Hektor, und deinem
Manne, dem Greisen,
Deinethalben dort sagen? . . . .

Daher kömmt die irrige Meynung, daß sie Erleichterung davon hoffen, wenn sie zugleich mit den Todten ihre Waffen, ihre Werkzeuge und gewöhnliche Kleidung vergraben: So vergrub Minos des Glaukus

Kretische Flöten von Gebein der fleckichten
Hinde;

und wenn sie etwann glauben, die Todten verlangen dies und jenes, so machen sie sich eine Freude daraus, ihnen dasselbe zu geben. Periander ließ zugleich mit seiner Gemahlinn allen ihren Schmuck verbrennen, gleich als ob sie unter dem Vorwand, daß sie friere, solches von ihm begehrte. Es ist nicht der Aeakus, der Askalo-

(*) Ilias X, v. 390. sagt Achilles, er wolle selbst in dem Orkus an seinen Patroklus denken.

kalophus, (*) der Acheron, was sie in Schrecken setzt; denn sie haben diesen, in der Meynung daß sie Vergnügen daran fänden, zu Ehren Freudentänze und Spiele, und Musik von allen Arten angeordnet; sondern, was sie alle mit Entsetzen erfüllt ist der Anblick des Todes; jener schreckliche, traurige und finstere Anblick; jene Unempfindlichkeit, Vergessenheit und Unwissenheit aller Dinge. **Er ist verloren: Er ist dahin: Er ist nicht mehr.** Wenn sie also reden hören, dann erzittert ihre Seele; dann wird ihr Herz betrübt, wo man sich also ausdrückt:

Verfaulen wird er in der Erde,
Und ewig misset er die Lust
Des Gastmals und des Saitenspiels,
Der Flöten süß Getöne. . . .

Oder:

Nichts hält die Seele auf, nichts bringt sie wieder zurück, wenn
Durch den Zaun der Zäne dieselbe nun einmal entschlüpft ist. (**)

Wer

(*) Askalophus ist der Sohn des Acherons.
(*) Ilias. I. v. 408.

Wer solchen Leuten sagt: Der Mensch lebe nur einmal, und es sey ihm nicht gegönnet ein zweytes Leben anzufangen: Er müsse die ganze Ewigkeit durch nicht mehr seyn; der setzt ihnen das Messer an die Gurgel. Wenn sie dann das gegenwärtige Leben mit der ganzen Ewigkeit vergleichen, so kömmt es ihnen sehr geringe, ja als nichts vor: Sie fangen an dasselbe verachten; sie bekümmern sich nicht die Güter desselben zu geniessen; Tugend und jede ruhmwürdige Handlung ist in ihren Augen nicht mehr ihres Bestrebens würdig. Muthlos lernen sie von sich selbst als von übernächtigen, hinfälligen Geschöpfen, die zu nichts grossem noch wichtigem gebohren sind, geringe Gedanken unterhalten. Diese Unempfindlichkeit, diese Auflösung, diese Zernichtung und selbst der Satz, daß das was keiner Empfindungen mehr fähig sey uns nichts angehe, dies alles kann uns die Furcht des Todes nicht benehmen; es unterstützt dieselbe vielmehr mit neuen Gründen. Denn eben das ist es, wovor unsre ganze Natur erzittert:

Kehret

Kehret ihr alle zurück, dies wünsch ich, zu
Wasser und Erde!

nämlich durch die Auflösung der Seele in etwas, das aller Kenntniß und aller Empfindung beraubt, und nach dem Epikur eine völlige Zerstreuung in das Leere und in Atomen ist, und uns also noch weit mehr alle Hofnung der Unsterblichkeit wegnihmt; jene Hofnung, für welche, ich getraue mir es zu behaupten, alle Menschen, beyderley Geschlechts, sich freudig von dem Cerberus zerreissen lassen, oder auch in das durchlöcherte Faß Wasser tragen würden, nur damit ihnen gestattet würde, ihr Daseyn fortzusetzen, und sie nicht gänzlich zernichtet würden. Es giebt auch sehr wenige, wie ich schon angemerkt habe, die sich vor diesen Sachen, den Mährgen der Ammen und Mütter und fabelhaften Geschwätzen fürchten. Und wenn sie sich auch wirklich deswegen fürchten, so haben sie gewisse Ceremonien und Reinigungen, mit denen sie sich wol zu helfen wissen, vermittelst derselben in jener andern Welt fortleben, daselbst scherzen, und Freudentänze mitmachen und gleich

andern den glänzenden Tag, die reine Luft und die süsse Musik geniessen können. Die Beraubung des Lebens hingegen beunruhigt Jünglinge und Greisen. Wir alle scheinen heftig in dasjenige verliebt zu seyn,

Was die Erde beglänzt,

wie Euripides sagt. Hingegen hören wir mit Widerwillen und Betrübniß:

Indem ers sagt, verließ ihn dort
Des Tages göttlich glänzend Licht.

Und also nehmen sie dem grossen Haufen mit dem Glauben der Unsterblichkeit ihre süssesten und grösten Hofnungen weg.

Was denkt ihr aber wol, daß die Epikureer den Guten wegnehmen, die heilig und gerecht gelebt haben und also daselbst nichts böses, sondern die schönsten und göttlichsten Güter erwarten? Fürs erste erhält kein Kämpfer die Krone, wenn er noch nicht gekämpft, sondern erst wenn er gekämpft und den Sieg davongetragen hat. Da sie also die Belohnung der in diesem Leben ausgeübten Rechtschaffenheit erst nach demselben

zu

zu erlangen hoffen, so schätzen sie sich ihrer Tugend halber eben in Absicht auf diese Hofnungen unendlich glückselig. Unter diesen Hofnungen ist auch diese mitbegriffen, daß sie diejenigen, die sich itzt wegen ihrer Reichthümer und Macht überheben, und unvernünftiger Weise Leuthe, die besser als sie sind, verlachen, die verdiente Strafe werden leiden sehen.

Neben dem ist keiner von denen, die aus der Erforschung der Wahrheit und des Wesens der Dinge ihr liebstes Geschäfte machen, der hier seine Begierde hinlänglich hätte befriedigen können. Ihr Verstand wird durch den feuchten Nebel und die beschattende Wolke des Cörpers verhindert und irre gemacht: Sie erheben ihre Blicke gleich einem Vogel in die Höhe, und trachten aus diesem Leibe weg an einen erhabenen und glänzenden Ort hinzufliegen: Zu dem Ende hin suchen sie ihre Seele von allem sterblichen frey zu machen, und ihren Flug dadurch zu erleichtern; und ihre ganze Philosophie ist nichts anders als eine Uebung im Sterben. Sie

sehen also den Tod für ein grosses und in der That vollkommenes Gut an; als einen Zustand, wo die Seele erst ihr wahres Leben anfängt, sie, die hier nicht lebt, sondern gleichsam nur träumt.

Wenn das Andenken eines verstorbenen Freundes, wie Epikur selbst sagt, in allen Absichten mit einem ausnehmenden Vergnügen verbunden ist, wie groß muß die Freude nicht seyn, deren sich diese Leuthe berauben, da sie zwar nach den Schattenbildern ihrer verstorbenen Freunde, die weder Verstand noch Empfindung haben, ihre Arme auszustrecken und sie zu umfassen glauben, dabey aber niemals erwarten dürfen, daß sie mit ihnen wirklich Umgang haben, und den geliebten Vater und die geliebte Mutter, und eine rechtschaffene Gattinn wieder sehen werden; niemals die Hofnung nähren können, ihrer Gesellschaft und freundschaftlichen Umgangs zu geniessen, eine Hofnung welche alle, die von der menschlichen Seele mit Pythagoras, Plato und Homer die gleichen Gedanken hegen, bey sich unterhalten.

ten. Mit diesem stimmt überein, was Homer im Vorbeygang zu verstehen giebt, da er das Schattenbild des Aeneas, als wenn er gestorben wäre, mitten unter die Streiter hinwirft, und ihn bald hernach seinen Freunden zeigt, wie er

Lebend und gesund voll kühnen Muthes sich
nähert: (*)

Welche, wie er sagt, sich freuten, daß sie nicht mehr sein Bild sondern ihn selbst wieder hätten. Und sollen wir uns nicht auch freuen, wir, die die Vernunft lehret, daß wir mit unsern Verstorbenen Umgang haben? Da hingegen jene keinen vernünftigen, zärtlichen Umgang erwarten können, und daneben ihr ganzes Leben in Jammer und immer neuen Betrübniß zubringen, weil sie nicht vernünftig genug sind, alle diese Schattenbilder und blosse Rinden zu verwerfen.

(*) Ilias, E. v. 515. Der Grundtext ist hier in verschiedenen Stellen verdorben.

Ueberdas: Geniessen diejenigen, welche den Tod als den Anfang eines bessern Lebens betrachten, die Güter des itzigen, so wird ihr Vergnügen durch die Erwartung grösserer Güter sehr erhöhet; ist ihr Loos aber hier nicht nach ihren Wünschen ausgefallen, so beunruhigen sie sich nicht sehr darüber. Die Hofnungen jener vortreflichen Güter und Vergnügungen nach dem Tode erfüllen sie mit einer solch unaussprechlichen Freude, daß jeder Mangel und Anstoß in ihrer Seele völlig ausgelöscht und vertilget wird, und sie also jedes widrige Begegniß, das ihnen auf diesem Wege oder vielmehr auf diesem kurzen Umwege aufstößt, ganz gelassen ertragen. — Denjenigen im Gegentheile, die nach diesem Leben eine gänzliche Unempfindlichkeit und Zerstörung ihres Wesens erwarten, bringt der Tod keine Veränderung ihres Elends, und ist in beyden Fällen gleich schmerzhaft. Doch ist er für die glücklichen noch betrübter als für die, so ein mühseliges Leben führen. Diesen schneidt er die ungewisse Hofnung ab, dereinst glücklicher zu

seyn,

seyn; jene aber beraubt er eines gewissen Gutes, ihres glücklichen Lebens. Unangenehme, aber nöthige Arzneyen geben zwar dem Kranken Erleichterung, dem gesunden aber sind sie schädlich und verderblich: So giebt die Lehre des Epikurs den Unglücklichen keine Hofnung eines bessern Schicksals, den Glücklichen aber kündigt sie die Vernichtung und Zerstörung ihrer Seele als das End ihrer Glückseligkeit an. Durch dieselbe wird die Gemüthsruhe aller derjenigen völlig gestört, die vernünftig, weise, und in allem Ueberfluße leben, da sie dieselben aus einem glücklichen Leben in eine gänzliche Beraubung desselben und mit ihm ihres Daseyns stürzt.

Nun ist es offenbar, daß der Gedanke von dem Verlust unsrer Güter uns eben so sehr betrüben kann, als sichere Hofnungen und der Genuß der gegenwärtigen uns erfreuen. Die Epikureer aber sagen, der Gedanke von unsrer Zerstörung lasse in unsrer Seele ein höchst sicheres und angenehmes Gut übrig, indem er uns von der ängstlichen Furcht vor unaufhörlichen

und unzählichen Uebeln befreye; und dies leiste die Lehre des Epikurs wirklich, da sie durch den Satz von der Auflösung der Seele die Todesfurcht dämpfe. Wenn es uns nun schon ein so grosses Vergnügen verschaft, wenn die bange Erwartung unendlicher Uebel unsre Brust nicht mehr ängstigt, wie sollte es uns nicht betrüben, wenn wir der Hofnung ewiger Güter beraubet werden und die höchste Glückseligkeit verlieren? Das Nichtseyn kann weder für die einen noch für die andern ein Gut seyn: Es ist allen denen, die das Daseyn haben, wider ihre Natur, und fremde. Die vermittelst des Uebels des Todes, von den Uebeln dieses Lebens befreyten sehen die Unempfindlichkeit für einen Trost an, weil sie gleichsam dadurch denselben entrinnen: Ich kann mir aber nichts anders vorstellen, als daß es denen hingegen, welche aus dem Besitz ihrer Güter in das Nichts versinken, höchst erschrecklich seyn müsse, weil ihre Glückseligkeit auf diese Weise mit einmal ein Ende nihmt: Denn unsre Natur bebt vor diesem Zustande der Unempfind-

empfindlichkeit nicht in sofern zurücke, weil er der Anfang eines andern Zustandes ist, sondern weil er eine gänzliche Beraubung unsrer gegenwärtigen Güter mit sich führet. Sie sagen, dieses gehe uns nichts mehr an: Allein, da es uns alles des Unsrigen beraubt, so geht es uns an, insoferne wir vorher daran denken. Jener Zustand der Unempfindlichkeit betrübt die nicht, welche nicht mehr sind, sondern die noch sind; nicht weil er sie in das Nichts versenkt, sondern weil sie dabey Schaden leiden. Daher ist es weder der Cerberus noch der Cokytus, die uns mit einer so unbegränzten Furcht vor dem Tode erfüllen, sondern die Drohung, nicht mehr zu seyn, niemals wieder in das Daseyn zurückkehren zu können, wenn man einmal dahin ist. Man kann nicht zweymal das Daseyn erhalten; man muß eine Ewigkeit durch nicht mehr seyn, sagt Epikurus. Wenn also das Nichtseyn das Ziel des menschlichen Lebens ist, und dasselbe unbegränzt und unveränderlich ist, so steht uns allerdings ein ewiges Uebel bevor; die Berau-

bung unsrer Güter und eine unaufhörliche Unempfindlichkeit.

Herodot denkt weiser, wenn er sagt: (*) Gott habe, nachdem er die Süßigkeit einer ewigen Dauer geschmeckt, einigen Neid gegen die Menschen von sich blicken lassen, vornehmlich gegen die, welche in dieser Welt glücklich zu seyn scheinen; denn das Vergnügen werde für sie nur zu einer Veranlasung der Schmerzen, wenn sie die Güter geschmeckt haben, die sie dereinst missen müssen. Wird nicht der immer neu aufsteigende Gedanke, daß die Seele von dem ungeheuren Meere der Unermeßlichkeit soll verschlungen werden, bey denen, die ihr größtes Gut und ihre höchste Glückseligkeit in der Wollust suchen, alle Freude, alle Munterkeit und den frölichen Genuß des Vergnügens verjagen und unterbrechen?

Wenn daneben wahr ist, wovon Epikur glaubt, daß es den meisten Menschen wiederfahre; wenn der Hinscheid aus diesem Leben von

(*) Buch. VII. §. 46. Artabanus sagt es zum Xerxes.

von vielen Schmerzen begleitet ist, so bleibt wider die Furcht des Todes, der sie durch so viel Uebel zu dem Verlust aller ihrer Güter führt, gar kein Trost übrig. Und dennoch werden die Epikureer nicht müde, den Satz zu verfechten, und die Menschen mit Gewalt dahin zu bringen, daß sie die Entfernung des Uebels für ein Gut, die Beraubung aller Güter hingegen wol nicht für ein Uebel halten. Das gestehen sie aber selbst ein, daß nach dem Tode keine Hofnung und keine Freude mehr statt habe, und daß alles Vergnügen und Glückseligkeit mit ihm gänzlich abgeschnitten werde; da unterdessen diejenigen viele herrliche, prächtige und göttliche Güter erwarten, nach deren Begriffen die Seelen unzergänglich und unsterblich sind, und die von denselben glauben, daß sie lange Umläufe der Zeit bald auf der Erde bald in dem Himmel zubringen, bis sie zuletzt bey der Auflösung der ganzen Welt, mit der Sonne und dem Monde von der groben Materie befreyt, von dem reinsten intellektuellen Feuer sich entflammen werden.

Dieses weite Feld der reinsten Freuden verwüstet Epikurus gänzlich, da er, wie wir gezeigt haben, die Hofnungen auf die Gunst und den Beystand der Götter wegschaft. Für das beschauliche Leben löscht er alle Wissensbegierde, und für das thätige Leben alle Ruhmbegierde aus; und schränkt also unsre Natur, die er zugleich erniedrigt, auf die Dürftigen und unreinen Freuden ein, welche die Seele aus dem Wolbefinden des Cörpers schöpft. Nach seinen Vorstellungen kennt die Natur kein grösseres Glück als: Dem Uebel entgehen.

II.

Von der Habsucht.

Man lobte einen Menschen wegen seiner ansehnlichen Gestalt und seiner langen Hände, weil er zum Klopfechten sehr tüchtig sey. Freylich, sagte Hippomachus der Salber, wenn die Krone hoch aufgehängt wäre, und man sie herablangen müßte.

Das nämliche könnte man denen sagen, die schöne Ländereyen, geraume Häuser und Haufen Geldes mit Erstaunen bewundern und darinn alle Glückseligkeit setzen. Ihr habt allerdings Recht, wenn die Glückseligkeit feil wäre, und man sie kauffen müßte. Aber man siehet doch sehr viele, die lieber wollen reich und dabey elend seyn, als aber ihr Geld weggeben und zum wahren Glücke gelangen. Man kann um Geld sich weder Gemüthsruhe, noch Großmuth, noch

noch Standhaftigkeit, noch Zuversicht, noch Genügsamkeit anschaffen: Reichthum kann uns nicht Verachtung der Reichthümer, und der Besitz überflüßiger Dinge nicht Gleichgültigkeit gegen dieselben gewähren. Von welchem Uebel kann uns denn dieser Reichthum befreyen, wenn er uns nicht einmal von der heftigen Begierde nach Reichthümern losmacht? Vermittelst eines Trunkes kann man doch den Durst, und mit Speise den Hunger stillen, und einer, der gleich dem Hipponax sagen würde,

O gieb mir doch ein Kleid, ich friere sehr,

würde es nicht annehmen, wenn man ihm viele anziehen wollte, sondern sie als beschwerlich wegwerfen. — Den Durst nach Geld kann weder Silber noch Gold löschen, und der Geist ruhet nicht, wenn seine Schätze noch so sehr wachsen.

Einen marktschreyerischen Arzt und den Reichthum trift der gleiche Vorwurf:

Das Mittel, das du giebst, macht nur das
Uebel schlimmer.

Der

Der Reichthum fand uns, da wir nichts als Brodt, Wohnung, ein wenig Kleidung und die erste beste Kost nöthig hatten: Nun aber hat er uns nach Gold und Silber, Helffenbein, Smaragden, Hünden und Pferden lüstern gemacht, und unsre Begierden von dem nothwendigen ab auf schädliche, seltene und schwer zu erhaltende Sachen gelenkt. Niemand ist arm, in Absicht auf die Bedürfnisse des Lebens. Niemand hat Geld entlehnet um Mehl, oder Käs, oder Brodt, oder Oliven zu kaufen: Hingegen hat manchen ein prächtiges Haus zum Schuldner gemacht. Oft hat diesen ein angränzender Olivenwald, jenen Kornfelder und Weinberge, einen andern galatische Maulthiere, Pferde,

——— (*) Welche lautpraßelnd die leeren
Wagen erschüttern,

in einen Abgrund von Verträgen, Zinsen und Verschreibungen gestürzt. — Ueberdas behalten die

(*) Ilias. O. v. 453.

die, welche unnöthige und überflüßige Dinge gelüsten, nicht einmal das nothwendige. Es gehet ihnen wie denen, welche essen und trinken, wenn sie nicht mehr hungern und dürsten: Sie speyen alles, auch das was sie aus Hunger und Durst zu sich genommen, aus. So sind nun diese beschaffen.

Ueber diejenigen aber, die nichts verloren haben, die viel Hab und Gut besitzen und doch stets noch mehrers wünschen, müssen wir uns noch mehr verwundern; insonderheit, wenn uns dabey die Anmerkung des Aristippus zu Sinne kömmt. „Wenn einer, so pflegte er zu sagen, sehr viel essen und trinken, und dennoch niemal davon satt würde, so würde er allerdings zum Arzte gehen, und ihn fragen, was das für eine Krankheit sey; welche Beschaffenheit es damit habe, und wie er könne davon geheilet werden. Wenn aber jemand fünf Bette hat und doch zehen haben will; wenn jemand zehen Tische besitzet und noch eben so viele dazu kauft; wenn er Ländereyen und Geld im

Ueberfluß und doch noch nicht genug hat; in schlaflosen Nächten mit allen Kräften noch mehrerm strebt, und bey allem noch unersättlich bleibt, so ist er doch stets noch weit entfernt zu vermuthen, daß er einer Cur bedürfe, und daß ihm jemand die Ursache dieses Uebels anzeige. Bey demjenigen, der dürstet und noch nicht getrunken hat, läßt sich doch hoffen, der Durst werde nachlassen, wenn er getrunken hat: Wenn er aber immerfort trinkt und der Durst sich nicht stillet, so glaubt man, es sey besser daß man eine Ausleerung vornehme, als ihn ferner mit Getränk anzufüllen. Man verschreibt ihm also ein Brechmittel, weil das Uebel nicht von einem Mangel der Feuchtigkeit sondern von einer unnatürlichen Schärfe und Hitze herrühret.„

Ein Armer und Dürftiger, der in der Welt sein Glück machen muß, wird sich bald zur Ruhe setzen, wenn er so viel erworben hat, daß er ein Haus kaufen kann, oder wenn er einen Schatz gefunden, oder mit Hülfe eines Freunds seinen Schuldherrn bezahlt und befriedigt hat.

Wer

Wer aber mehr hat als er bedarf, und stets nach mehrerm strebt, für den ist weder Gold noch Silber ein Heilungsmittel; weder Pferde noch Schafe, noch Ochsen; man muß eine Ausleerung und Purgiermittel vornehmen; seine Krankheit ist nicht Armuth, sondern unersättliche Habsucht, die von verderbten und unvernünftigen Begriffen herrühret. Wenn man ihm diese nicht benimmt und aus seiner Seele, als etwas das quer überkömmt, herausreißt, so wird er nicht aufhören nach überflüßigen Dingen zu trachten, d. i. Sachen zu wünschen, mit denen er nichts zu thun weiß. Wenn der Arzt einen Kranken besucht, der auf sein Bett hingeworfen seufzet und keine Speise zu sich nehmen will, ihm den Puls gegriffen und alles ausgefragt hat, und nichts von einem Fieber entdecken kann, so sagt er: Es ist eine Gemüthskrankheit, und gehet davon. So, wenn wir einen Menschen sehen, der sich ganz der Erwerbung eines grossen Vermögens widmet, der seufzet, wenn er Geld weggeben muß, und kein

Mit-

Mittel sich zu bereichern für zu niederträchtig oder zu mühsam hält, dabey aber Landgüter, Heerden, Sklaven und Kleider besitzet, wofür können wir seine Krankheit als für eine Armuth des Gemüthes ansehen? Dem Mangel an Gelde kann, wie Menander sagt, die Wolthätigkeit eines einzigen Freundes abhelfen. Den Bedürfnissen der Seele aber können alle Lebenden und Todten zusammengenommen kein Genügen leisten. Solon hat daher gar wol von solchen Leuthen gesagt:

Der Wunsch nach Reichthum kennt kein leztes Ziel.

Denn bey vernünftigern bestimmt die Natur die Gränzen ihrer Wünsche. Der Reichthum bekömmt seine Schranken von dem Mittelpunkt und dem Umkreis ihrer Bedürfnisse. Der Geldgeitz aber hat etwas ganz besonderes. Andere Begierden sind zu ihrer Befriedigung selbst behülflich; diese widersetzt sich derselben. Niemand versagt sich niedliche Speisen, eben darum weil er sie liebt; kein Weinsäuffer den

Wein: Nur vom Geld enthält man sich aus Liebe zum Geld. Muß dies nicht allerdings eine unsinnige und mitleidenswerthe Gemüthsbeschaffenheit seyn, wenn ein Mensch wegen Frostes sein Kleid, wegen Hungers sein Brodt und wegen Habsucht sein Vermögen nicht brauchen will? Dies ist just der elende Zustand des Thrasonides in einem Lustspiel: Es ist bey mir; es ist mir erlaubt zu geniessen; ich brenne vor Begierde; so heftig sehnt sich keiner, der von Liebe raset, und doch thu ich nichts zur Sache. Ich verschliesse und versiegle alles auf das sorgfältigste, zähle es den Wucherern und Kaufleuten vor, sammle und häufe von neuem auf, und lige mit meinen Knechten, Arbeitern und Schuldnern beständig im Streit.

Sahst einen Sterblichen du jemals, Gott Apoll!
Den Liebe mehr bethört, unglücklicher gemacht?

Sophokles ward gefragt: Ob er noch vermögend sey, die Freuden der Liebe zu geniessen?

Davor

Davor behüte mich Gott, erwiederte er: Ich bin nun einmal frey geworden, und einem rauhen und rasenden Herrn vermittelst des Alters entlaufen. Es ist allerdings sehr anständig, daß mit den Wollüsten zugleich die Begierden aufhören, denen, wie Alcäus sagt, weder Mann noch Weib, jemals haben entrinnen können. Dies hat hingegen bey der Geldliebe nicht statt. Sie ist eine strenge und eigensinnige Gebieterin. Sie zwingt uns Güter zu erwerben, und untersagt uns ihren Genuß. Sie reizt unsre Begierde, und entzieht uns das Vergnügen. Stratonikus spottete über den Pracht der Rhodier: Sie bauen, sagte er, wie Unsterbliche, und kaufen in die Küche ein, wie Leuthe, die nur noch wenige Zeit zu leben haben. Die Geitzigen gleichen in Aufhäufung der Reichthümer den Verschwendern; im Gebrauch derselben aber den Filzichten. Sie haben die Mühe, und missen die Wollust des Genusses. — Demades traf den Phocion über dem Mittagessen an, und sah ein sparsames und schlechtes Mahl. Wie, sagte

Demades: Ich verwundre mich, wenn du so schlechte Mahlzeit halten kannst, daß du dich magst mit Staatsgeschäften abgeben! — Demades rieth der Republik zum Besten seines Magens: Und da Athen seiner Schwelgerey zu sparsam Vorschub zu thun schien, versah er sich aus Macedonien mit Lebensmitteln. Deswegen sagte Antipater, da er ihn als einen alten Mann sah: Es sey an ihm, wie an einem Thier, das beym Opfer verzehrt worden, nichts mehr übrig als die Zunge und der Bauch. Wer muß aber über dich, Unglücklicher! sich nicht verwundern? Du kannst eine solche niederträchtige, eigennützige und menschenfeindliche Lebensart führen: Hartherzig gegen deine Freunde, und ohne Großmuth gegen das gemeine Wesen, erduldest du dennoch alles Ungemach; wachest, arbeitest um Lohn, stellest nach Erbschaften, unterwirfst dich allem, da doch deine knikerische Sparsamkeit dir so viel geschäftlose Ruhe verschaffen könnte. Man erzählt: Ein Byzantiner, der einen Ehebrecher bey seiner häßlichen

Frau

Frau angetroffen, habe gesagt: Welche Noth trieb dich zu diesem, Elender! Den Sapragoras zwang das Heurathguth. (*) — Könige und Statthalter der Könige müssen freylich sich zu bereichern suchen, und alle die, so in freyen Staaten den ersten Rang und die vornehmsten Würden behaupten wollen: Sie müssen Reichthümer besitzen, wenn sie, von Ehrgeitz, Pralerey und eitler Ruhmbegierde getrieben, Gastmahle geben, Geld austheilen, Trabanten halten, prächtige Geschenke machen, Kriegsheeren Nahrung verschaffen, und Fechter zu öffentlichen Spielen kaufen wollen. Du hingegen besitzest so viel Güter, quälest dich selbst und bist in stäter Bewegung, und lebst aus Kargheit doch wie eine Schnecke: Du unterziehst dich allen Mühseligkeiten, ohne daß dir einmal wol sey. Du gleichest dem Esel eines Baders, der Holz und Reiser herbeyträgt, mit Rauch und

(*) Der Text ist bey dieser Stelle sehr fehlerhaft. Es sind also einige Worte unübersetzt geblieben.

Asche bedeckt wird, und dem es doch niemals dazukömmt, daß er selbst gewaschen, erwärmt und gesäubert wird. So viel soll von dieser Esel- und Ameisenähnlichen Habsucht gesagt seyn.

Es giebt noch eine andre thierische Habsucht. Diese streut Verläumdungen aus, schnappet nach Erbschaften, betriegt, mischt sich in alles, macht sich viele Sorgen, und zählt an den Fingern, wie viel Freunde noch am Leben sind; und hernach genießt sie nichts von alle dem, was sie von allen Orten her zusammengescharrt hat. Wir fliehen Natern, spanische Fliegen und Taranteln mit grösserem Abscheu als Bären und Löwen, weil sie die Menschen umbringen, ohne daß ihnen die Todten zu etwas dienen. Also sind diejenigen, so aus filzichter Kargheit böse sind, noch weit hassenswürdiger als die, so es wegen ihres heillosen Lebens sind. Sie nehmen andern weg, was sie selbst weder wollen noch können brauchen. Jene machen einen Waffenstillstand bey ihren Gewaltthätigkeiten, wenn sie

Ueber-

Ueberfluß haben und ihre Lüste befriedigen können. So sagte Demosthenes zu denen, die glaubten, Demades werde seinen Bosheiten ein End machen: Ich denke, ihr habet ihn voll gesehen, wie einen gesättigten Löwen. Diejenigen aber, die um keiner Wollust oder Vortheils willen, auch bey öffentlichen Stellen, sich zu bereichern suchen, deren Geitz kennet keinen Stillstand, keine Musse; sie sind immer leer und leiden Mangel mitten im Ueberfluß.

Allein es mögte jemand sagen: Sie legen für ihre Kinder und Erben Schätze zusammen und behalten ihnen dieselben auf: Freylich für die, denen sie bey ihren Lebzeiten nichts mittheilen; so daß sie den Mäusen in den Metallgruben nicht unähnlich sind, die den Goldschaum fressen, da man das Gold nicht eher bekommen kann, als bis sie todt sind und man sie aufgeschnitten hat. In welcher Absicht aber wollen sie ihren Kindern und Erben viel Geld und grosse Habseligkeiten hinterlassen: Gewiß in keiner andern, als daß sie andern, und diese andern

wieder ihren Kindern dieselben aufbewahren; gleich den töpfernen Rinnen, die nichts für sich behalten, sondern eine jede es der andern überliefert, bis daß von aussen her ein Verkläger oder Tyrann kömmt, den Hüter wegschaft, die Röhre zerbricht und den Reichthum anderswohin ableitet; oder bis, wie man sagt, der schlimmste von der ganzen Geschlechtsfolge alles durchbringt, was die andern gesammelt haben. Nicht nur der Sklaven Kinder sind ungezogen, wie Euripides sagt, sondern auch der Geitzhälse. Diogenes sagte einst sehr beissend: „Es sey besser, der Schaafbock, als der Sohn eines Megarensers seyn.“ Denn indem sie ihre Kinder unterrichten, verderben sie dieselben, und flössen ihnen die verkehrtesten Gesinnungen ein, da sie ihnen ihre Habsucht und ihren garstigen Eigennutz beyzubringen suchen; als wenn sie bey ihren Erben einen sichern Verwahrungsort für ihre Reichthümer erbauen wollten. Alle ihre Ermahnungen und Lehren gehen dahin: Treibe Gewinn: Spare: Glaube nur so

viel

viel werth zu seyn, als du an Baarschaft besizest? Dieß aber heißt die Kinder nicht lehren, sondern gleich einem Beutel zusammenziehen und nähen, damit er das hineingelegte auffassen und behalten möge. Der Beutel wird zwar erst, nachdem er mit Geld angefüllet ist, schmuzig und stinkend; die Kinder der Geizhälse aber werden, noch ehe sie die Reichthümer bekommen, von ihren Vätern mit der Habsucht voll gestopfet: Sie geben denselben auch eine Belohnung dafür, die dieses Unterrichts würdig ist. Anstatt sie zu lieben, weil sie einst grosses Gut von ihnen bekommen werden, hassen sie vielmehr ihre Väter, daß sie es nicht itzt schon besitzen. Sie hatten von ihnen gelernt, nichts neben dem Reichthume hochzuschätzen, und in keiner andern Absicht zu leben, als daß sie grosse Schätze besitzen mögen; und darum sehen die letztern jener Leben für eine Hinderniß ihres eigenen an, und glauben alle die Zeit, so jenen noch gegönnet wird, werde ihnen entzogen. Deßwegen entwenden sie heimlich,

so lange ihre Väter noch leben, wo sie nur etwas können, sich damit eine Lust zu verschaffen; theilen davon ihren Freunden mit, als wenn es fremdes Gut wäre; verwenden dasselbe zur Sättigung ihrer Begierden (*); besuchen einen Lehrer, um etwas zu lernen; wenn sie aber nach ihrem Tod die Schlüssel und Siegel in ihre Gewalt bekommen haben, nehmen sie eine ganz andre Lebensart an, und mit derselben ein saueres, mürrisches und unfreundliches Gesicht. Itzt ist es nicht mehr um Ballspiel, um Ringen, weder um die Akademie, noch das Lyceum zu thun. Man muß die Knechte fragen, die Rechenbücher untersuchen, mit den Einnehmern und Schuldnern sich unterreden. Immerwährende Geschäfte und Sorgen berauben sie des Mittagmahls, und nöthigen sie erst bey dunkeler Nacht ins Bad zu gehen. Die Uebungen, an die man sich von Jugend auf gewöhnt hatte, und die Quelle der Dirke werden nunmehr völlig vernachläßiget.

(*) Der Text ist hier mangelhaft.

get. Sagt jemand: Willst du nicht auch jenen Philosophen hören, so antwortet er: Wie sollte ich das wol können? Ich habe keine müßige Zeit, sintdem mein Vater gestorben ist. Unglücklicher! Was hat er dir denn hinterlassen, das demjenigen, was er dir genommen hat, der Musse und Freyheit, an Werth gleich komme? Zwar ist es nicht dein Vater, der solche dir weggenommen hat, sondern der Reichthum, der dich in seine Arme schließt, der eine unumschränkte Herrschaft über dich führet, der, gleich dem Weib bey dem Hesiodus,

Ohne Fackel dich brennt, und unreif zum
Greisen schon umschaft.

Der Reichthum ist es, der deiner Seele gleichsam frühzeitige Runzeln und graue Haare giebt, weil er sie mit eigennützigen Sorgen und Geschäften übe häuft, wodurch jede edle, wolthätige und menschenfreundliche Gesinnung in der Blühte erstickt wird.

Was? wird vielleicht jemand sagen: Siehet man nicht einige, die mit ihrem Geld eine präch-

prächtige Lebensart führen? Allein, wir wollen ihm antworten: Weißst du, was Aristoteles sagt? Daß nämlich die einen ihr Geld nicht gebrauchen, die andern dasselbe mißbrauchen, weder diese noch jene aber nach vernünftigen Absichten dabey verfahren; weil jenen ihr Reichthum weder Nutzen noch Ehre verschaft, diesen aber Unheil und Schande bringt. Laßt uns dies zuerst ein wenig untersuchen. Worinn bestehet denn der Gebrauch des Reichthums, deßwegen er so hoch geschätzet wird? Schränkt er sich etwann auf das ein, was man zum nöthigen Unterhalt des Lebens bedarf? Alsdann haben die Reichen keinen Vorzug vor den mittelmäßig-begüterten; dann ist er nichts als Reichthum, wie Theophrast sagte, und in der That eine sehr geringschätzige Sache, wenn Kallias der reichste Athenienser, und Ismenias der begüterste Thebaner, eben das bedürfen, was Sokrates und Epaminondas.

So wie Agathon die Pfeife von dem Gastmahl weg zu den Frauen sandte, weil die Gespräche

spräche der Anwesenden hinlänglich unterhalten können, so könntest du auch, wann du siehest, daß die Reichen eben das brauchen was die Armen, die purpurnen Decken, die kostbaren Tische und alles überflüßige wegschaffen. Weit entfernt, daß du

— — Bald dein Steuer-Ruder hängtest über dem Rauch auf
Und die Arbeit der Ochsen und Maulesel still stühnde, (*)

wirst du aus einer rühmlichen Mäßigung alles überflüßige verbannen und den Goldschmieden, Drechslern, Salbenkrämern, Köchen, den Abschied geben. Wenn das nun einmal seine Richtigkeit hat; wenn das nothwendige den Reichen und denen, die nicht Reich sind, gemein ist, der Reichthum seinen Werth nur von überflüßigen Dingen erhält, und man also den Einfall des Skopas, des Thessaliers, lobenswerth findt, der, da man ein Hausgeräth, als etwas das über-

(*) Hesiod Opera & Dies v. 45.

überflüßig und ganz unbrauchbar für ihn sey, von ihm begehrte, zur Antwort gab: (*) Eben durch diese überflüßigen Dinge wird unser Schicksal glücklich und beneidenswerth, nicht aber durch die Nothwendigkeiten des Lebens: Wenn dem also ist, so könnte es scheinen, wenn man den Reichthum so sehr erhebt, als ob man den Pomp und das feyerliche Gepränge höher schätzte als das Leben. Unsre Väter begiengen vordem die Bachusfeste mit prachtloser Frölichkeit. Man trug in dem feyerlichen Zug ein Gefäß mit Wein und ein Rebschoß: Nach diesem zog jemand etwa einen Bock mit; dem folgte ein anderer, der einen Korb mit Feigen trug: Zuletzt erschien das Bild des Gottes, der die Gärten beschützt. Allein heut zu Tage ist dies alles gleichsam verschwunden und wird gar nichts mehr geachtet, da man goldene

(*) Exilis est domus, ubi non & multa supersunt,
Et dominum fallunt, & prosunt furibus. . . . .
Horat. Ep. I. VI.

dene Gefässe und prächtige Kleider im Pompe herumträgt, rollende Wagen daherfahren, und man häufig in Masken erscheint. So wird das, was bey dem Reichthum zum Leben nothwendig und nützlich ist, von unnützen und überflüßigen Dingen völlig verdunkelt.

Es gehet den meisten, wie dem Telemach. Er sah das Haus des Nestors mit Ruhebetten, Tischen, Kleidern, Decken, reichlich versehen, und war doch aus Unerfahrenheit und bäurischem Unverstand weit entfernt einen Mann, der alles, was zum Leben nothwendig und brauchbar ist, im Ueberfluß besaß, glücklich zu schätzen; hingegen war er ganz erstaunt, da er bey dem Menelaus Helfenbein, und Gold und Bernstein erblickte. Er sagte:

Solche Pracht findt man kaum im Saal des
Himmel beherrschers.
Welcher Ueberfluß herrscht hier! Der Anblick
erfüllt mich mit Ehrfurcht. (*)

Sokra-

(*) Odyssea. Δ. v. 74.

Sokrates oder Diogenes würden gesagt haben.

Welcher Ueberfluß herrscht an schlechten, närrischen Dingen:
Lachen ergreift mich beym Anblick derselben. — —

Du Thor! Anstatt deinem Weib den Purpur und den Schmuck wegzunehmen, damit sie nicht länger in kostbare und fremde Dinge so rasend verliebt sey, schmückst du sie vielmehr denen die dein Haus besuchen, zu gefallen aus, wie ein Theater oder ein Schaugerüste. So ist die Glückseligkeit des Reichthums beschaffen: Er muß dieselbe von den Zuschauern und Zeugen seiner Pracht erbetteln, oder sie ist sonst ganz und gar nichts.

Weit anders ist es mit der Mäßigkeit, der Philosophie, und einem richtigen Kenntnisse der Götter beschaffen. Wenn auch alle Menschen nichts davon wissen sollten, verbreiten sie nichts destoweniger in dem Gemüthe ihr Licht und prächtigen Glanz: Eine Seele die das höchste Gut ergriffen, hat die Freude zur bestän-

ständigen Gefährtin, es mag es nun jemand sehen, oder auch allen Göttern und Menschen unbekannt bleiben. Siehe nun, was Tugend und Wahrheit, was die Schönheit der geometrischen und astronomischen Wissenschaften sind: Und sollten wol diese Blendwerke und Halszierden, und der kindische Putz des Reichthums verdienen damit vergliechen zu werden? Denn, wenn ihn niemand siehet, niemand Zuschauer ist, so wird der Reichthum völlig blind und unscheinbar. Wenn der Reiche allein, oder mit vertrauten Leuthen speiset, so giebt er sich keine Mühe eine mit niedlichen Speisen bedeckte Tafel zu haben oder aus goldenen Pokalen zu trinken; die gewöhnlichen sind ihm gut genug: Seine Frau sieht man ohne Gold und Purpur in einem simpeln Aufzug. Wenn aber ein Gastgebot, d. i. ein feyerliches Gepränge, ein Schauplatz zugerüstet, und das Schauspiel des Reichthums aufgeführt wird, dann

Trägt man aus den Schiffen herauf Waschbecken und Dreyfuß:

Dann rüstet man die Leuchter aus, schwenkt die Becher, ändert die Weinschenke ab, kleidet alles anders: Alles Gold, Silber und Edelgestein kömmt zum Vorschein. Kurz, man zeiget, daß man reich ist. — Mäßigkeit aber und ein fröliches Gemüth kann der Reiche, auch wenn er allein speiset, nicht entbehren.

III.

Von der falschen Schamhaftigkeit.

Man trift unter den Pflanzen, die die Erde hervorbringt, einige an, die an sich selbst wild und unfruchtbar, und auch anderm guten Saamen und Gewächsen mit ihrem Wachsthume schädlich sind. Nichts destoweniger wird sie der Ackermann als Merkmale, nicht eines schlimmen, sondern eines guten und fetten Bodens ansehen. So giebt es auch gewisse Eigenschaften des Gemüths, die zwar an sich selbst nicht gut, dabey aber Sprossen einer guten Gemüthsart sind, die fähig wäre vernünftigen Unterricht anzunehmen. Unter diese zähle ich auch die fehlerhafte Scham, die an sich selbst nichts schlimmes verräth, dabey aber doch oft die Ursache von grossem Unheil ist. Der Unverschämte und der Schamhaftige begehen oft

die gleichen Fehler; nur mit dem Unterschied, daß jener über seine Fehltritte sich herzlich betrübt, dieser aber Freude daran findet. Der Unverschämte ist für die Schande völlig unempfindlich, hingegen läßt sich der unzeitig schamhaftige durch jeden Anschein von Schande beunruhigen. Der Fehler dieses letztern bestehet also darinne, daß er in der Schamhaftigkeit kein Ziel und Maaß beobachtet. Er hat auch seinen Namen daher, weil das Antlitz mit der Seele sich zugleich ganz verändert und aus seiner Fassung gebracht wird. Und wie die Griechen diejenige Art von Traurigkeit welche macht, daß man die Augen auf den Boden niederschlägt, Niedergeschlagenheit (Katephia) nennen, so heissen sie diejenige Art von Schamhaftigkeit, da man keine Bitte abschlagen, und denen, die uns um etwas ersuchen, nicht einmal ins Antlitz sehen darf, Düsopia. Deswegen sagte jener Redner, der Unverschämte habe keine Jungfern (*) sondern

(*) Das Wortspiel beruhet darauf, daß Kore eine Jungfer und einen Augapfel bedeutet. Siehe den Longin IV. Abschnitt, vom Frostigen.

sondern Huren in den Augen. Der unzeitig Schamhafte hingegen verräth das weibische und weichliche seines Charakters durch sein Angesicht, und verbirgt die Niederträchtigkeit, womit er jeder unverschämten Bitte nachgiebt, unter dem schönen Namen der Schamhaftigkeit.

Cato sagte, er sehe es lieber, wenn Jünglinge erröthen, als wenn sie blaß werden. Er wollte sie dadurch lehren und gewöhnen, daß sie Tadel mehr als Ueberweisung, und Verdacht mehr als Gefahren scheuen lernten. Dennoch ist es gut, wenn man dieser gar zu ängstlichen Furchtsamkeit vor jedem Tadel Schranken setzt. Denn schon mancher hat oft, nicht so fast aus Furcht daß er etwas böses deswegen leiden müsse, als daß man ihn darüber tadeln werde, den Muth sinken lassen und die gute Sache verrathen, weil er böse Nachrede nicht wol erdulden konnte. Man soll deswegen weder die zu furchtsame Blödigkeit jener aus der Acht lassen noch diese bey ihrer steifen und unbiegsamen Gemüthsart aufmuntern und loben, die

— — Des Anaxarchus hündischer Wuth gleich,
Unaufhaltbar und frech sich aller Orten eindrängen.

Man soll vielmehr beyde auf eine geschickte Art mit einander zu vermischen; der Unverschämtheit das freche und halsstarrige Wesen, und der nachgebenden Gelindigkeit, alles was Schwachheit ist, zu benehmen suchen.

Es ist aber sehr schwer solche Unarten zu heilen, und das Uebermäßige läßt sich nicht ohne Gefahr in die gehörigen Schranken bringen. Wenn der Landmann ein wildes unnützes Gewächs ausrotten will, so gehet er, ohne ihm im geringsten zu schonen, mit dem Karst darauf los, und zerstört es bis auf die Wurzeln; oder er hohlt Feuer herbey und verbrennt es: Wenn aber eine Rebe soll geschnitten werden, oder wenn er einen Apfel- oder Olivenbaum vor sich hat, so legt er seine Hand mit aller Behutsamkeit ans Werk, aus Furcht, er mögte etwa einen gesunden Theil verletzen. So verfährt auch der Weise: Soll er aus einer jungen Seele den Neid, ein

ein wildes und schwerlich zahm zu machendes Gewächs herausreissen, soll er unzeitige Habsucht, oder einen unbändigen Hang zu den Wollüsten in derselben ausrotten, dann achtet er kein Blut, dringt ein, schneidet zu und macht tiefe Wunden: Wenn er hingegen mit seinem bestrafenden Unterricht einen zarten und weichen Theil der Seele angreift, wie eben diese Schamhaftigkeit und Blödigkeit ist, dann besorgt er immer, er mögte unwissender Weise die ächte Schamhaftigkeit zugleich ausrotten. Denn auch die Pflegammen verletzen bisweilen den Kindern die Haut und thun ihnen wehe, indem sie dieselben säubern. Man muß also die unzeitige Schamröthe Jünglingen von dem Antlitz wegzutreiben suchen, doch nicht so sehr, daß man sie dadurch sorglos und allzu hartnäckigt mache. Wie diejenigen so den Tempeln benachbarte Häuser einreissen, die nächst anstossenden Wände stehen lassen und noch unterstützen, so sollen wir, wenn wir die falsche Schamhaftigkeit niederreissen wollen, Sorge tragen, daß wir nicht die

daran gränzende wahre Schamhaftigkeit, Billichkeit und Menschenfreundlichkeit mit in den Fall verwickeln: Denn die übermäßige Scham sucht sich eben unter dem Schein dieser guten Eigenschaften, bey denen, die zu dieser Unart geneigt sind, einzuschleichen, und schmeichelt ihnen damit, daß sie nicht strenge und hartherzig, sondern freundliche, gefällige Leuthe im Umgang, und mit gesundem Menschenverstand begabet seyn. Daher haben auch die Stoiker die Schamhaftigkeit und die Blödigkeit von der schamhaften Scheu dem Namen nach unterschieden, damit dieser Fehler nicht länger Anlas habe, vermittelst der Zweydeutigkeit der Benennung, unter den Menschen Schaden anzurichten. Allein sie sollen uns erlauben nichts destoweniger die Namen ohne Unterschied zu gebrauchen, ohne uns darüber böses nachzureden. Wir folgen darinn dem Homer. Denn dieser sagte: (*)

> Schaden bringt oft die Scham, und öfters ist
> sie auch nützlich.

Mit

(*) Ilias. Ω. v. 45.

Mit vieler Weisheit thut er zuerst des Schadens Meldung: Denn sie wird erst alsdann nützlich, wenn die Vernunft das Uebermäßige weggenommen, so daß weder zu wenig noch zu viel davon übrig bleibt.

Wer nun an sich bemerkt, daß er sich von einer unzeitigen Schamhaftigkeit zu sehr hinreissen lasse, der muß zu allererst sich zu überzeugen trachten, daß sein Gemüth mit einer sehr schädlichen Krankheit behaftet sey, und daß nichts von dem, was schädlich ist, wahrhaft gut und tugendhaft seyn könne. Er muß sich also durch das schmeichelhafte Lob nicht kizeln lassen, wenn man, anstatt seine Ernsthaftigkeit, Rechtschaffenheit und die Grösse seiner Seele zu erheben, ihn einen artigen und gefälligen Menschen nennt; noch wie der Pegasus, von welchem Euripides sagt:

Er neigte tiefer sich als Bellerophon wünschte,

denen, die etwas von ihm begehren, aus Furcht, er mögte in den Ruf eines hartherzigen und unerbittlichen Mannes kommen, sich ganz über-

lassen, und zu ihnen herab erniedrigen. Man erzählt von Bocchoris, dem Aegyptier, der von Natur zur Grausamkeit sehr geneigt war, die Isis habe ihm eine Natter zugeschickt, die um sein Haupt geschlungen ihn von obenher überschattete, damit er gerechte Urtheilsprüche fällen möchte. Die falsche Schamhaftigkeit aber, die gleichsam über schwachen und zaghaften Menschen schwebt, und nicht Muths genug hat etwas abzuschlagen, oder zu widersprechen, macht Richter oft von der Gerechtigkeit abwendig, stopft den Rathgebern den Mund, und setzt uns oft in die Nothwendigkeit unbedächtlich zu reden und zu handeln. Der gröste Bösewicht spielt allemal mit einem solchen den Meister, und nöthigt ihm durch seine Unverschämtheit eine Schamröthe ab. Diese Unart gleicht daher einem niedrigen und lockern Boden, der alles was dahin zusammenfließt nicht ableiten kann; die schändlichsten Anschläge und Leidenschaften finden da einen gebahnten Weg. — Sie ist eine schlimme Hüterin der Jugend: So sagte Bru-

tus, er könne von dem, der nichts abschlagen dörfe, nicht glauben, daß er die Blüthe seiner Jahre wol angewendet habe. — Sie ist eine schlimme Aufseherin des Ehebetts und des fräulichen Zimmers: So sagte jene reuende Ehebrecherin beym Sophokles zu ihrem Verführer:

Du hast mich überredt, durch Schmeicheley
Gestürzt. . . . . . .

Trift dieser Fehler eine ausgelassene Gemüthsart an, so verschlimmert er dieselbe: Die Nachstellungen des Verführers finden alles offen, ohne Widerstand und leicht zu besiegen; freywillig übergiebt dieselbe sich ihnen. Jene höchst schamlosen Geschöpfe bringen Verführer durch Geschenke zu ihrem Willen; aber durch schmeichelndes Zureden und falsche Schamhaftigkeit können sie oft tugendhafte Gemüther zu Fall bringen. — Ich will nichts von dem sagen, wie nachtheilig die falsche Scham dem zeitlichen Glücke werden kann, wenn solche Leuthe denen Geld darlehnen, welchen sie doch nicht im geringsten trauen, und wider ihren Willen für andre verbürgen:

Sie

Sie loben wol den Ausspruch des Apollo: Bürgen soll man würgen; aber bey sich ereignenden Fällen wissen sie keinen Gebrauch davon zu machen.

Es wäre nicht leicht alle die herzuzählen, die dieser Fehler ums Leben gebracht hat. Creon sagte zwar zur Medea: (*)

Viel lieber will ich Weib! du hassest mich,
Als meine Schwachheit dann hernach beseufzen;

und gab damit andern eine vortrefliche Lehre: Er aber ließ sich von thörichter Scham besiegen, bewilligte ihr auf ihr Bitten noch einen Tag und richtete damit sein Haus zu Grunde. — Mancher hatte wol einen Verdacht, daß man ihn tödten oder vergiften wolle, und doch wußte er aus Blödigkeit sich nicht zu rathen. So starb Dion: Er wußte wol, daß Callippus ihm nach dem Leben stellte; allein er schämte sich, vor seinem Freunde und Gastgeb sich in Acht zu nehmen. — So starb Antipater, der Sohn des Casan-

(*) In der Medea des Euripides. V. 290.

LB Coburg

Casanders. Er lud den Demetrius zu sich auf eine Mahlzeit: Und da er den folgenden Tag von Demetrius zu Gast gebeten ward, so schämte er sich, dem nicht zu trauen, der sich ihm anvertraut hatte, gieng hin und ward nach der Mahlzeit umgebracht. So starb Herkules, den Alexander mit der Barsina erzeugt hatte: Polůsperchon hatte dem Casander versprochen, er wolle für die Summe von hundert Talenten jenen aus dem Wege räumen; Casander bat ihn also zu sich auf eine Mahlzeit. Dem Jüngling war die Einladung verdächtig; er fürchtete sich und wandte zu seiner Entschuldigung einige Unpäßlichkeit vor. Polůsperchon besuchte ihn bald, und und sagte zu ihm: Vor allen Dingen, O Jüngling, bestrebe dich doch in der Gefälligkeit und Vertraulichkeit gegen Freunde deinem Vater ähnlich zu werden; es sey denn, daß du uns für Leuthe ansehest, die gefährliche Anschläge wider dich machen. Beschämt gieng der Jüngling mit ihm; und ward nach der Mahlzeit von den Gästen erdrosselt. — Der Rath des Hesiodus ist gar

nicht

nicht belachenswerth, wie einige dafür halten, nicht thöricht, sondern allerdings sehr weise, wenn er sagt: (*)

Freunde nur rufe zum Gastmahl, und deine
Feinde laß draussen:

Sey nicht blöde gegen den, der dich hasset, und willfahre dem nicht, der sich dir anzuvertrauen scheint. Denn, wenn du ihn zu dir einladst, so wirst du wieder geladen werden, und wenn du ihn bewirthest, so wird er dich wieder bewirthen; und so wird die Härte deines Mißtrauens gegen ihn allmählig erweicht, und mit ihr wirst du aus Schamhaftigkeit die Sorge für deine Wolfarth zugleich fahren lassen.

Da

(*) Opera & dies. V. 342. Clericus hat in seinen Noten den Sinn des Hesiodus eben so wie jene unrichtig verstanden: Er hätte sich von Plutarch können belehren lassen. Quis verò umquam, sagt er, prætermissis amicis, inimicos ad convivium vocavit? Profectò nemo. Itaque a præcipiendo supersedere potuisset *Hesiodus*, qui hìc nescio quid hâbet senile & frigidum.

Da nun diese Unart viele schlimme Folgen nach sich zieht, so muß man sich bestreben, dieselbe vermittelst der Uebung zu bezwingen; und zwar, wie bey andern Uebungen mit dem geringern und weniger schweren den Anfang machen. Setzt dir jemand z. B. bey einer Mahlzeit, wenn du schon genug hast, mit Trinken zu; sey du da nicht blöde, thu dir selbst keine Gewalt an, und setze den Becher ab. Heißt dich ein andrer beym Trunk mit Würfeln spielen; sey nicht blöde, und fürchte die Spottreden nur nicht: Ahme der Aufführung des Xenophanes nach, der, als Lasus von Hermione ihn einen furchtsamen Menschen hieß, weil er nicht mit ihm spielen wollte, ihm sehr willig zugestand, daß er zu allen schändlichen Dingen der furchtsamste und zaghafteste Mensch von der Welt sey. Bist du etwa einem Schwätzer in die Hände gefallen, der dich festhält, und dessen du fast nicht kannst loswerden; sey du nicht blöde, brich die Unterredung ab, reiß dich von ihm los und setze deine Geschäfte fort. Denn,

wenn wir in solchen Fällen, die uns nur einen leichten Tadel zuziehen, uns davon machen, oder eine abschlägige Antwort geben dürfen, so dient dies uns immer zu einer Uebung, die unzeitige Schamhaftigkeit zu überwinden, und gewöhnt uns, derselben bey wichtigern Fällen zu widerstehen. Hier ist der Ort des Demosthenes Erwähnung zu thun. Als die Athener in Bewegung waren dem Harpalus beyzustehen, und die Waffen gegen den Alexander zu ergreifen, kam Philoxenus, der oberste Befehlhaber der Seemacht des Alexanders plötzlich zum Vorschein. Von diesem einsmaligen Schrecken getroffen schwieg das Volk mausestille: Was werden sie wol thun, sagte Demosthenes, wenn sie die Sonne selbst sehen, da sie ihre Augen gegen den Schimmer eines Nachtlichts nicht erheben dürfen? — So, was wirst du bey wichtigern Geschäften wol thun, wenn ein König dich um etwas anspricht, oder ein ganzes Volk dir eine Schamröthe einzujagen sucht, wenn du einen Becher, den dein Freund dir vorhält, nicht aus-

schlagen,

schlagen, dem Schwätzer, der dich anfassen will, nicht entfliehen darfst, diesen beschwerlichen Plauderer dich mit seinen Possen halb tödten lässest, und nicht Muth genug besitzest ihm zu sagen: Ich werde dich ein andermal sehen; itzt habe ich keine Zeit.

Diese Angewöhnung, die unzeitige Schamhaftigkeit bey geringen und unbedeutenden Sachen zu unterdrücken, kann auch bey Austheilung der Lobsprüche einigen Nutzen haben. Ein Lautenspieler verräth bey dem Gastmahl eines Freundes seine Ungeschicklichkeit in der Kunst: Ein Schauspieler, der um viel Geld gemiethet worden, entstellt jede Schönheit des Menanders durch seine schlechte Art vorzustellen; nichts destoweniger bewundert ihn der grosse Haufe und klascht ihm Beyfall zu: Da sollte es doch, deucht mir, nicht gar schwer seyn, ihm mit Stillschweigen zuzuhören, ohne ihn wider seine wahre Gesinnung auf eine niederträchtige Art zu loben. Wenn du in solchen Sachen nicht Meister über dich selbst bist, wie wirst du dich betragen, wenn

einer deiner Freunde dir ein schlechtes Gedicht oder eine mislungene Rede vorliest? Thöricht wirst du sie auf eine lächerliche Weise erheben, und deinen Beyfall in das lauterschallende Geklatsch mit einmischen. Wie wirst du ihn, wenn er sich in seinen Handlungen vergeht, tadeln, wie ihn zurechtweisen dörfen, wenn er den Pflichten gegen sein Amt, sein Hauswesen und das gemeine Wesen, zuwiderhandelt? Ich kann so gar der Antwort des Perikles nicht Beyfall geben, der einem Freunde, welcher ihn um ein falsches Zeugniß, womit noch ein Eyd verbunden war, ersuchte, zur Antwort gab: Ich bin Freund bis zu dem Altar. Er kömmt ihm schon gar zu nahe. Wer es sich hingegen von langem her angewöhnt hat, daß er seinen wahren Gesinnungen zuwider niemand wegen seiner Reden lobt, keinem Sänger Beyfall zuklatscht, niemals über elende Spottreden lacht, der wird es nie dazu kommen lassen, daß zu ihm, der sich nicht mehr schämt so etwas abzuschlagen, jemand sagen dürfe: Thu einen falschen Eyd für

mich;

mich; lege ein falsches Zeugniß ab; sprich zu meinen Gunsten ein ungerechtes Urtheil.

Auf gleiche Art kann man denen, die Geld entlehnen wollen, eine abschlägige Antwort geben, wenn man sich zuvor in nicht gar wichtigen Dingen, die man wol abschlagen darf, daran gewöhnt hat. Ein Mensch der nichts für so schön hielt als Geschenke zu empfangen, bat den Archelaus, den König in Macedonien, bey einem Gastmahl um ein goldenes Pokal: Der König befahl dem Aufwärter, dasselbe dem Euripides zu geben, und sagte, indem er den andern anblickte: Du hast alle Geschicklichkeit etwas zu bitten, aber nicht etwas zu bekommen; dieser hingegen etwas zn erlangen, aber nicht darum zu bitten: Und er hat sehr wol geredt. Ein richtiges Urtheil, nicht eine falsche Schamhaftigkeit soll unsre Hand bey unsern Wolthaten lenken. Denn es geschiehet nur gar zu oft, daß wir rechtschaffene Leuthe, unsre Verwandte oder sonst wahrhaftig dürftige Leuthe übersehen, und hingegen andern, die mit

ihren unverschämten Bitten uns unaufhörlich plagen, reichlich mittheilen, nicht weil wir gesinnet gewesen ihnen etwas zu geben, sondern bloß weil wir es nicht abschlagen konnten. Antigonus, der alte, ward sehr oft von Bias mit ungestümmen Bitten beunruhigt. Zuletzt sagte er: Gebet dem Bias und seinem stürmenden Anhalten einen Talent. Er war sonst von den Königen einer, der solche ungestümme Bitten auf die beste Art abzuweisen wußte. Ein Kyniker sprach ihn einst um einen Drachmen an; Archelaus versetzte: Das ist keine schickliche Gabe für einen König. Jener erwiederte: So gieb mir einen Talent. Das schickt sich nicht für einen Kyniker es anzunehmen, war die Gegenantwort des Königes. Diogenes gieng auf dem Keramikus herum und bettelte bey den Bildsäulen daselbst. Man verwunderte sich darüber: Ich suche mich, sagte er, an abschlägige Antworten zu gewöhnen. Wir aber sollen uns vornehmlich darinn üben, daß wir in schlechten

und

und nichtsbedeutenden Sachen, Leuthen die etwas von uns begehren, dessen sie nicht würdig sind, abschlägige Antwort geben, damit wir nicht ausser Stand gesetzt werden, in wichtigern Fällen würdigen Leuthen aufzuhelfen. Denn niemand, wie Demosthenes sagte, der das was er hatte zu einem unnöthigen Gebrauch verwandt hat, wird bey erfordernder Gelegenheit im Stand seyn einen nützlichen Aufwand zu machen. Das gereicht uns aber gewiß zu vielfältiger Schande, wenn wir aus Mangel schöne Unternehmungen nicht unterstützen können, weil wir unsern gan. Vorrath an überflüßige Dinge verschwendet haben.

Diese unzeitige Schamhaftigkeit ist nicht allein in Absicht auf unsre Habseligkeit eine ungeschickte und unvorsichtige Verschwenderin, sondern sie verschmäht auch bey Sachen von grösserer Wichtigkeit alle heilsamen Belehrungen der Vernunft. Sind wir krank, so lassen wir aus Blödigkeit nicht den erfahrensten Arzt zu uns rufen, sondern den, mit welchem wir be-

kannt sind. Anstatt unsern Kindern die besten Lehrmeister zu geben, wählen wir diejenigen, so uns darum ansprechen. Haben wir einen Proceß zu führen, so überlassen wir denselben nicht dem geübtesten und uns zuträglichsten Sachwalter, sondern übergeben ihn aus Gefälligkeit dem Sohn eines unsrer Anverwandten, und lassen ihn auf unsre Unkosten öffentlich als Redner auftretten. So sind endlich auch viele, die sich Philosophen nennen, sich entweder zu der Seckte der Epikureer oder Stoicker halten, und nicht aus eigener Wahl ihnen beygetretten sind, sondern aus falscher Scham vor ihren Bekannten und Freunden. Laßt uns also schon von Ferne in alltäglichen und geringen Sachen uns hierinn üben. Wir wollen uns gewöhnen, daß wir niemals den Balbierer, den Bleicher gebrauchen, den eine falsche Schamhaftigkeit uns anrathen will; niemals in einem schlechten Wirthshause einkehren, wenn ein besseres daneben ist, darum weil der Wirth uns öfters gegrüsset hat; wir wollen vielmehr, wenn

der Unterschied auch sehr geringe ist, nur um der Uebung willen das bessere wählen: So wie die Pythagoreer jeder Zeit wol Achtung geben, daß sie niemals den linken Schenkel über den rechten legen, oder eine gleiche Zahl für eine ungleiche nehmen, wenn die Sachen im übrigen sonst völlig gleich sind. Wir müssen uns auch gewöhnen, daß wir zu einem Opfermahl, zu einer Hochzeit, oder sonst zu einer Gasterey nicht denjenigen einladen der uns ehrerbietig grüßt, oder der sich selbst hinzudrängt, sondern den, der uns aufrichtig liebt und ein rechtschaffener Mann ist. Wer durch Uebung eine solche Fertigkeit erlangt hat, der wird bey wichtigern Sachen schwerlich sich fangen lassen; ja man wird ihm nicht einmal beykommen können. Allein dies mag von der Uebung genug seyn.

Unter den nützlichen Betrachtungen, die uns von dieser Unart abbringen können, ist wol diese die vornehmste, da uns zu Gemüth geführt wird, wie insgemein alle Laster dasjenige mit sich bringen, was wir durch sie zu vermei-

den suchen; Ruhmbegierde gemeiniglich von Schande, Lustseuche von Schmerzen, Weichlichkeit von Arbeit, Streitsucht von Verlust und Verfällung begleitet ist. So begegnet der unzeitigen Scham natürlicher Weise, daß, indem sie vor einem Rauch der Schande flieht, sie sich selbst in das Feuer hineinstürzt: Denn, wenn sie sich scheuen, denen zu widersprechen, die ihnen unverschamt zusetzen, so müssen sie sich hernach vor denen schämen, die gerechte Anklagen wider sie vorbringen; und wenn sie sich vor einem leichten Tadel fürchten, so müssen sie mehrmahlen hernach offenbare Schande erdulden. Haben sie sich geschämt einem Freunde, der Geld von ihnen foderte, dasselbe abzuschlagen, so müssen sie bald hernach, wenn es an den Tag kömmt, daß sie keines mehr haben, beschämt genug dastehen. Haben sie jemandem versprochen in einem Proceß beyzustehen, so werden sie bald aus Scheu vor der andern Parthey sich verbergen und weglaufen. Mancher, der, von unzeitiger Scham bewogen, einem andern wegen

der

der Heurath seiner Tochter oder Schwester nachtheilige Zusagen gethan, ist hernach bey geänderten Gesinnungen genöthigt worden, sich der Lügen zu bedienen. Derjenige, der gesagt hat, alle Einwohner Asiens dienen nur deswegen einem einzigen, weil sie eine einige Sylbe, Nein, nicht aussprechen könnten, redte nicht im Ernste: Er schertzte nur. Diese schamhaften Leuthe aber könnten ohne etwas zu sagen, durch ein Zusammenziehn der Stirne oder niedergesenkte Blicke sich viele närrische und verdrießliche Händel ersparen. Stillschweigen ist für die Weisen schon eine Antwort, sagt Euripides. Doch dörfte man vielleicht von solchem gegen dergleichen ungestümme Leuthe noch mehr Gebrauch machen: Denn bey wolgesitteten Leuthen können vernünftige Vorstellungen Platz finden. Man muß deswegen viele dahin dienende Aussprüche berühmter und vortreflicher Männer der vorigen Zeit bey der Hand haben, und sich derselben gegen solche bedienen. — Phokion sprach zu Antipater: Du kannst an mir nicht zugleich einen

Freund und einen Schmeichler haben. Eben derselbe sagte zu den Athenern, die ihn bey einer Feyerlichkeit mit lautem Zujauchzen empfiengen, und etwas dazu beytragen hiessen: Ich würde mich schämen etwas dazu herzugeben, und diesem das seinige nicht wieder zuzustellen; und zeigte dabey auf den Kallikles, seinen Gläubiger. Denn es ist keine Schande, wie Thukydides sagt, (*) seine Armuth zu gestehen, aber hingegen ist es höchst schändlich, ihr nicht zu entgehen trachten. Wer aus Thorheit und Weichlichkeit sich schämt zu dem, der ihn um etwas bittet, zu sagen;

Kein Silber Fremdling! ist in meiner Hôle;

und hernach unbedachtsam sein Versprechen gleichsam als ein Pfand von sich giebt, der ist

. . . . mit der Scham nicht ehernen Ketten gefesselt.

Als Perseus einem seiner bekannten Geld ausgeliehen, ließ er die Verschreibung bey dem Wechsler und vor Gericht ausfertigen. Er dachte

(*) II. Buch. §. 40. in der Rede des Perikles.

dachte wahrscheinlicher Weise an das, was Hesiodus sagt:

(*) Wenn du mit Brüdern handelst, so rufe
lachend doch Zeugen.

Jener verwunderte sich und sagte: Muß denn Perseus! alles so rechtsförmig seyn? Allerdings, antwortete dieser, damit ich dasselbe freundschaftlich wieder bekomme und nicht rechtsförmig zurückfodern müsse. Denn schon mancher, der aus Scham keine Sicherheit gesucht, hat hernach rechtlich verfahren müssen, womit er sich dann Feindschaften auf den Hals geladen. — Plato gab dem Helikon von Kyzikum ein Empfehlungsschreiben an den Dionysius, worinn er ihn als einen Menschen von rechtschaffenem und gesetztem Gemüthe lobte. Am Ende des Briefs aber fügte er hinzu: Was ich dir hier schreibe, betrift doch allezeit einen Menschen, der seiner Natur nach immer ein sehr veränderliches Geschöpf ist. — Xenokrates hingegen, der sonst eine strenge Denkensart hatte, ließ sich von unzeitiger

(*) Hesiod. Erga. &c. v. 371.

ger Schamhaftigkeit dahin verleiten, daß er dem Polysperchon einen Menschen empfahl, der, wie der Erfolg lehrte, nichts weniger als tugendhaft war. Der Macedonier empfieng ihn sehr höflich und fragte ihn, ob er etwas bedürfte? Er foderte einen Talent. Polysperchon gab ihm einen, schrieb aber zugleich dem Xenokrates: Er sollte in Zukunft diejenigen sorgfältiger untersuchen, die er ihm empfehlen wollte. Xenokrates kannte diesen Menschen nicht: Wir hingegen geben oft solchen, die wir als schlimme Leuthe kennen, Empfehlungsschreiben und selbst unser Geld hin, und schaden uns damit, ohne daß wir einiges Vergnügen davon hätten, wie etwa diejenigen die ihre Mädgen oder Schmeichler damit beschenken: Wir werden vielmehr böse und verdrießlich über ihre Unverschämtheit, die unsre Vernunft überwältiget hat.

Läßt es sich irgend in einem Falle sagen:

Ich weiß das Uebel wol, daß ich itzt thun will, (*)

so

(*) Des Euripides Medea.

so kann man es gewiß gegen solche Leuthe sagen, die unsre Schamhaftigkeit mißbrauchen: Ich soll nämlich ein falsches Zeugniß ablegen; ich soll ein ungerechtes Urtheil fällen; einen Vorschlag, der dem gemeinen Wesen nachtheilig ist, mit meiner Stimme unterstützen; mein Geld für jemand hingeben, der niemals zahlen wird. Daher ist die Nachreu nicht nur die späte Begleiterinn dieser Unart, so wie bey andern Gebrechen der Seele, sondern die unmittelbare Gefährtin derselben. Es schmerzt uns indem wir geben; wir werden schamroth, weil wir das Zeugniß ablegen: Indem wir helfen, ergreift uns die Schande; und können wir unser Versprechen nicht halten, so verfolgt uns augenblicklich Spott und Hohn. Unser Unvermögen denen, die uns immer in Ohren liegen, etwas abzuschlagen, macht, daß wir ihnen oft unmögliche Sachen versprechen: Zum Exempel, daß wir sie am Hofe empfehlen, mit den Fürsten ihretwegen reden wollen; und das nur, weil wir uns nicht entschliessen können, ihnen mit

stand-

standhaftem Muthe zu sagen: Der König kennet uns nicht: Ihr müßt euch um jemand ander umsehen. Lysander hatte sich die Feindschaft des Agesilaus zugezogen; nichts destoweniger glaubte man, er vermöge wegen seines grossen Ruhmes sehr viel bey dem Könige. Lysander schämte sich aber keineswegs, die so ihn um ein Fürwort ansprachen, abzuweisen: Er hieß sie zu andern gehen, und ihr Glück bey denen versuchen, die mehr als er bey dem Könige vermögten. Denn, daß wir nicht alles können, bringt uns keine Schande; aber Sachen unternehmen und mit Gewalt erzwingen wollen, die nicht in unsrer Macht sind, und dazu wir kein Geschicke haben, verursachet uns neben der Schande noch grossen Verdruß. Man soll freylich bereitwillig seyn, unsern Nebenmenschen in jeder anständigen und bescheidenen Bitte zu willfahren, aber aus Dienstfertigkeit, nicht aus Blödigkeit: Wenn man hingegen etwas schädliches und ungereimtes fodert, so sollte man an den Zeno gedenken. Er begegnete einem ihm

bekann=

bekannten Jüngling, der ganz stille an der Mauer hingieng, und vernahm von ihm, daß er sich einem Freund zu entziehen suche, der von ihm verlangte, daß er ein falsches Zeugniß für ihn ablegen mögte: Was, sagte er, du Thor! Dieser fürchtet und schämt sich nicht bey einer unvernünftigen und ungerechten Sache; und du hast nicht Muth genug ihm Stand zu halten, da doch das Recht auf deiner Seite ist? Jener, der gesagt,

Bosheit ist gegen Bosheit kein unnützliches Waffen,

gab einen schlimmen Rath, der uns leicht eine Fertigkeit im Laster zuwegebringen könnte, indem er uns durch Nachahmung dasselbe abtreiben lehrt: Aber diejenigen ohne Scham abweisen, die uns auf eine unverschämte Weise belästigen, und in keine schändliche Foderung schamloser Leuthe aus Blödigkeit einwilligen, das ist recht und gut, und steht einem vernünftigen Mann wol an.

Sind es unbekannte, niedrige, unangesehene Leuthe die so unverschämt sind, so hat es keine so grosse Schwierigkeit, ihnen zu widerstehen. Einige weisen solche mit Lachen, oder mit spitzigen Spottreden ab: So hat Theokrit zweene, die in dem Bade einen Striegel von ihm entlehnen wollten, deren der eine ein Fremdling, der andre ein bekannter Dieb war, auf eine lustige Art von sich abgelehnt: Dich, sagte er, kenne ich nicht, und dich hingegen kenne ich. — Lysimache, die Priesterin der Schutzgöttin zu Athen, sagte zu den Mauleseltreibern, die Opfer herbeygeführt hatten, und von ihr verlangten, daß sie ihnen sollte zu trinken geben: Ich fürchte, man mögte es zur Gewohnheit machen. — Antigonus sprach zu einem Jüngling, dem Sohne eines beliebten Officiers, der ein zaghafter und weichlicher Mensch war, nichts destoweniger aber verlangte befördert zu werden: Ich habe, o Knabe! Ehren und Belohnungen nur für eigene, nicht für väterliche Tapferkeit. — Ist derjenige, der unsre Scham-

haftig-

haftigkeit sich zu Nutz machen will, ein angesehener und mächtiger Mann, wie denn dergleichen Leuthe, wenn es um Stimmen oder einen Urtheilspruch zu thun ist, sich schwerlich abweisen lassen, so ist es nicht so leicht, vielleicht aber auch nicht nothwendig, das Betragen des jungen Cato gegen den Catulus nachzuahmen. Catulus stand damals zu Rom in dem grösten Ansehen und bekleidete die Würde eines Censors: Er gieng hin zu Cato, der über die öffentliche Schatzkammer gesetzt war, legte eine Fürbitte für jemand bey ihm ein, dem eine Geldstrafe war auferlegt worden, und drang mit Bitten so heftig in ihn, daß dieser zuletzt aus Ungeduld sagte: Catulus, es wäre gewiß eine Schande, wenn ein Censor, der gutwillig nicht weggehen will, von meinen Lictors müßte weggeschleppet werden: Catulus schämte sich und gieng zornig weg. Wähle du dir aber lieber das billichere und gemäßigtere Betragen des Agesilaus und Themistokles zum Muster. Agesilaus ward von seinem Vater ersucht, einen

Rechtsspruch zu thun, der geradezu wider die Gesetze war: Du hast mich von Jugend auf gelehrt den Gesetzen gehorchen, mein Vater, sagte er, ich will dir also auch itzt darinn folgen und nicht wider die Gesetze handeln. Themistokles gab dem Simonides, der etwas ungerechtes von ihm begehrte, zur Antwort: Du wärest kein guter Dichter, wenn du in deinen Gedichten die Regeln der Poesie nicht beobachten würdest, und ich keine gute Obrigkeit, wenn ich anders urtheilte, als es die Gesetze erheischen.

Es sind nicht Fehler wider das lyrische Metrum, wie Plato sagt, was Städte mit Städten und Freunde mit Freunden entzweyet, und beyde wechselweise in Jammer und Elend stürzt, sondern die Uebertrettung der Gesetze des Rechts und der Billigkeit: Und dennoch giebt es einige, die für sich selbst in ihren Musikstücken, in ihren Schriften und in dem Sylbemaß die äusserste Genauheit beobachten, dabey aber andern zumuthen, daß sie in ihren Aemtern, Urtheilsprüchen und Handlungen, aller Schicklichkeit zuwider

wider handeln. Man sollte ihnen deswegen allerdings folgender Gestalt begegnen. Bist du Richter oder Senator, und spricht dich ein Redner oder Demagog um etwas an, so sag ihm solches zu, aber mit dem Bedinge, daß er gerade in dem Eingang seiner Rede Sprachefehler begehe, und in der Ausführung häufige Barbarismen einmische: Er wird gewiß nicht darein willigen, weil es häßlich stehen würde; zumal einige nicht einmal das Zusammenstossen zweener Selbstlauter in einer Rede vertragen können. Setzt ein Grosser und Angesehener mit Ungestümm in dich, so heiß ihn tanzend, oder mit zurückgewandtem Antlitz über den Marktplatz spazieren: Schlägt er dir solches ab, so ist es an dir, das Wort zu nehmen und ihn zu fragen, welches wol schändlicher sey: Sprachfehler machen, sein Gesicht verdrehen, oder aber die Gesetze übertretten, seinen Eyd brechen, und wider alle Gerechtigkeit dem Schlimmen vor dem Guten den Vorzug geben? Nikostratus von Argos sagte zu Archidamus, der ihm viel Geld, und welche

Spartanerin er wollte zur Frau versprach, wenn er Kromnus verrathen würde: Archidamus stammet gewiß nicht von Herkules ab; denn Herkules ist herumgezogen alle Bösewichter todtzuschlagen, dieser aber aus braven Leuthen Bösewichter zu machen. Will uns also jemand, der für ein braver und rechtschaffener Mann will angesehen seyn, mit Gewalt etwas abdringen, so können wir ihm sagen: Das stehe ihm gar nicht wol an, und er handle darinn seinem Adel und seiner Tugend gar nicht gemäß. Sind es aber lasterhafte Leuthe, so must du es also angreifen: Du must schauen, ob du einen Geitzigen dahinbringen könnest, daß er dir einen Talent ohne Verschreibung vorstrecke, oder ob du einen Ehrsüchtigen bereden könnest, daß er dir den ersten Rang abtrette, oder einen Herrschsüchtigen, daß er seine Ansprüche auf eine hohe Ehrenbeförderung fahren lasse. Denn es wäre in der That sehr befremdend, da diese in ihren Unarten und Lastern so feste, hartnäckigt und unbeweglich sind, daß wir, die sich für Freunde

und

und Anhänger der Rechtschaffenheit und Tugend ausgeben, nicht eben so viel Gewalt über uns selbst haben, sondern die Flucht nehmen und die Tugend verrathen sollten. Denn, wenn diejenigen, so durch ihre frechen Zumuthungen uns eine unzeitige Scham einjagen, es um des Ruhms und der Macht willen thun, so ist es allerdings sehr unschicklich, daß wir uns selbst, indem wir andern zu Ehre und Ansehen verhelfen, mit Schmach bedecken und unsern guten Namen beschimpfen: Wir würden so denjenigen gleichen, die bey den öffentlichen Spielen den Preiß nicht nach Verdienen austheilen, oder die bey Wahlen ihre Stimmen verdienstlosen Männern geben, und sie mit Ehrenstellen, und Kronen und Ruhm überhäufen, sich selbst aber ihres guten Namens berauben. Thun diese Unverschämten es um des Geldes willen, muß es uns denn nicht sogleich beyfallen, es sey doch höchst unvernünftig von uns gehandelt, unsern eignen Ruhm und Tugend in Gefahr zu setzen, damit der Beutel eines andern besser angefüllt werde?

Die meisten denken auch wirklich daran, und es ist ihnen nicht verborgen, daß sie nicht recht handeln. Es gehet ihnen wie denen, die man nöthigt grosse Pokale auszutrinken: Sie vollziehen den Befehl mit Mühe und Seufzen, und Verziehung des Gesichtes. Die Gemüthsschwachheit dieser Leuthe ist derjenigen Beschaffenheit des Leibes ähnlich, da er weder Hitz noch Kälte vertragen kann. Das Lob jener Unverschämten kann sie alsobald völlig erweichen und schmelzen; und der Tadel und Verdacht derer, denen sie etwas abgeschlagen haben, in Angst und Schrecken setzen. Wir sollten unser Gemüth gegen beyde bewaffnen, und weder denen, die uns schrecken wollen, noch denen die uns schmeicheln, eine zu grosse Gewalt über uns einräumen. Thukidides sagt: „Da grosse Macht immer von Neid begleitet ist, und solches nicht anders seyn kann, so handle der am klügsten, der sich denselben durch die grösten Thaten zuziehe.„ Ich meines Orts glaube nicht, daß es so gar schwer sey dem Neid zu entgehen; das aber dünkt mich unmöglich, daß

daß wir die, so mit uns Umgang haben, niemals beleidigen, uns niemals ihren Tadel zuziehen sollten: Daher ist es nach unsrer Meynung am besten, wenn man lieber die Feindschaft unvernünftiger Leuthe erduldet, als daß man sich dem Haß derjenigen bloßgebe, die uns mit Recht anklagen könnten, wenn wir ungerechte Sachen unterstützt und befördert hätten. Wir müssen uns vor den Lobsprüchen dieser unverschämten Leuthe um so viel mehr hüten, weil sie meistentheils verstellt und falsch sind: Es könnte uns sonst gehen wie den Schweinen, die, wenn man sie reibt und kizelt, mit sich machen lassen was man gerne will, und sich von selbst auf den Boden niederlegen. Es ist gleich viel, ob wir unsre Ohren den Schmeichlern darleihen, oder denen, die uns zu Boden bringen wollen, unsre Beine darstrecken: Ja es ist noch schändlicher, wenn wir auf die erstere Art fallen; es sey, daß wir schlimmen Leuthen die verdienten Strafen und Züchtigungen nachlassen, damit wir den Namen gütiger, mitleidiger

und barmherziger Männer erhalten, oder daß wir uns Feindschaft und Anklagen unnöthiger Weise und nicht ohne viele Gefahr auf den Hals laden, wenn wir uns durch diese Leuthe dazu haben bereden lassen, die uns die Lobsprüche, daß wir rechte Männer und durch keine Schmeicheley zu gewinnen seyn, daß wir auch einen Mund und eine Stimme für uns haben, dafür erwiedern. Bion vergliech deswegen solche Leuthe mit Weingefässen, welche zwo Handheben haben, die man vermittelst der Ohren sehr leicht hinbringen kann wo man will. Alexinus, der Sophist, soll, wie man erzählt, von Stilpon von Megara auf dem Spaziergang sehr übel geredt haben. Jemand von der Gesellschaft sagte darauf: Stilpon hat dich doch neulich sehr gelobt. Ja gewiß, versetzte Alexinus, er ist der beste und großmüthigste Mann von der Welt. Da hingegen Menedemus hörte, daß ihn Alexinus sehr oft rühmte, so sagte er: Ich aber schelte den Alexinus immer: Er muß also gewiß ein schlimmer Mann seyn; es sey nun, weil

weil er einen schlimmen Menschen lobt, oder weil er von einem braven Mann gescholten wird. So wenig ließ er sich von seinen Begriffen auf diese Art abwendig machen oder sich gefangen nehmen. Er brachte so die Lehre in Ausübung, die jener Antisthenes seinen Kindern gab. Diese bestand darinn, daß sie sich niemals durch eine unzeitige Schamhaftigkeit sollten verleiten lassen, denen die sie rühmen hinwiederum zu schmeicheln. Meines Bedünkens kann das hinlänglich seyn, was Pindarus einem, der sagte, er lobe ihn aller Orten und bey jedermann, zur Antwort gab: Und ich danke dafür, indem ich trachte, daß du die Wahrheit sagest.

Was nun bey allen Unarten des Gemüths sehr heilsam befunden wird, dessen sollten die, welche mit dieser schlimmen Art von Schamhaftigkeit behaftet sind, sich vornehmlich bedienen: Sie sollten nämlich, wenn sie von dieser Unart sich zu einem Fehltritte haben hinreissen lassen, oft daran denken, die Merkmale der darüber empfundenen Reue ihrem Gedächtnisse

tief einprägen, und lange bey sich in stäts frischem Andenken behalten. Denn wie Reisende, die an einem Stein angestossen, oder Schiffer die an einem Vorgebürge gescheitert haben, ihres Unfalls eingedenk in Zukunft nicht nur dieses, sondern alles was damit einige Aehnlichkeit hat, mit Schrecken erblicken und sorgfältig auszuweichen suchen; so werden auch die, welche die Schande und den Schaden, so aus dieser Unart erwachsen, erfahren haben, denen also die deswegen empfundenen Schmerzen der Reue noch in ihrem Gemüthe gegenwärtig sind, in ähnlichen Fällen mit mehr Strenge auf sich selbst Acht haben, und nicht mehr so leicht in den gleichen Fehler verfallen.

IV.

Von dem unanstößigen Selbstlob.

Es ist gewiß niemand, mein lieber Herkulanus, der nicht durch seine Reden zu verstehen gebe, daß er es für etwas beschwerliches und unanständiges halte, von sich selbst als einer Person von Verdiensten und Wichtigkeit zu reden: Und doch giebt es auch selbst unter denen, die es tadeln, sehr wenige, die in der That selbst niemals in diesen beschwerlichen Fehler verfallen sind. Euripides hat sich der unbescheidensten Großsprecherey schuldig gemacht, wenn er sagt:

Wenn man das Reden müßt' um Geld erkaufen,
So würde eignes Lob kein Mensch erzählen:
Weil aber sich der hohen Luft ein jeder
Umsonst bedienen kann, so rühmt mit Freuden

Izt jeder frey an sich, was wahr und was
Nicht wahr, und fürchtet keine Strafe. . . . .

Neben dem verwebt er in die affektvollsten Reden und rührendeste Handlungen Stellen, worinn er von sich selbst redet, die sich gar nicht dahin schicken. — So sagt auch Pindar gleicher Weise: (*)

Und sich unzeitig rühmen
Stimmt ein mit Raserey; . . . .

und dennoch findet er kein Ende, sein eignes poetisches Genie zu erheben, das in der That alle Lobsprüche verdient. Wer räumt ihm aber dieses nicht ein? Wenn man bey den öffentlichen Spielen Kronen austheilt, so rufen andre die Namen der Sieger aus, damit man sie der verdrießlichen Mühe, ihr eigenes Lob auszuposaunen, überhebe. Wenn Timotheus von dem Sieg, den er über den Phrünis davongetragen, also schreibt: Glücklich warst du Timotheus, da der Herold ausrief: Timotheus, der Milesier, hat

(*) IX. Olympische Ode. v. 58.

hat den Sohn des Karbons, den Jonokamptas, überwunden, so werden wir mit Recht böse auf ihn, weil er auf eine ungeschickte und ungesetzmäßige Art der Herold seines Sieges wird. Denn wie das wahr ist, was Xenophon gesagt hat, daß nichts angenehmer sey, als sein Lob von andern, so ist auch für andre nichts verdrießlicher, als Eigenlob anzuhören. Denn wir halten die, welche sich selbst loben, erstlich für unverschämte Leuthe, weil eine bescheidene Schamröthe ihnen auch alsdann wol anstehen würde, wenn sie von andern gelobt werden: Demnach für ungerecht, weil sie sich selbst geben, was sie von andern empfangen sollten: Endlich wird unser Stillschweigen uns entweder das Ansehen geben, als ob wir darüber unwillig oder neidisch wären, oder wenn wir dieses zu vermeiden suchen, so werden wir in die Nothwendigkeit gesetzt, wider unsre Herzensmeinung in die Lobsprüche mit einzustimmen und sie durch unser Zeugniß zu bekräftigen, ja die Leuthe so gar in ihrer Gegenwart zu loben,

und also etwas zu thun, was mehr niederträchtiger Schmeicheley als wahrer Ehrerbietung ähnlich siehet.

So wahr und richtig dies alles ist, so kann es doch Fälle geben, wo ein Staatsmann von sich selbst reden muß, nicht um sich Ruhm oder Gunst zu erwerben, sondern, wenn die Sachen und die Zeitumstände erfodern, daß, so wie in andern Dingen, auch in Ansehung seiner die eigentliche Wahrheit bekannt gemachet werde: Vornehmlich, wenn es nützliche Handlungen betrift, so steht es ihm wol an, wenn er ohne Hinterhalt heraussagt, daß ähnliche Thaten von ihm seyn verrichtet worden. Ein solches Lob bringt die schönsten Früchte hervor, weil daraus als aus einem Saamen weit grösseres und besseres Lob hervorsproßt. Der Staatsmann verlangt den Ruhm nicht als eine Belohnung und Aufmunterung seiner Tugend: Er liebt ihn nicht einmal als einen Gefährten seiner schönen Handlungen; sondern, weil die Achtung und das Zutrauen in seine Rechtschaffenheit

heit ihm Gelegenheit zu mehrern und schönern Handlungen verschaffen. Denn es ist angenehm und weit leichter Leuthen, die uns lieben und willig gehorchen, wol zu thun; da hingegen Verdacht und Verläumdung uns verhindern, von unsrer Tugend einen Gebrauch zu machen, und wir auf diese Weise die Leuthe, die unsern Wolthaten auszuweichen suchen, zwingen müssen, sie anzunehme".

Giebt es nun noch andre Fälle, wo ein Staatsmann sich rühmen darf, so sollte man sorgfältig untersuchen, welche es seyn; damit wir aus Furcht als Praler verhaßt zu werden, unser eigenes Lob, da wo es von Nutzen seyn kann, nicht verschweigen. Das ist allerdings ein eiteles Lob, wo man sieht, daß man sich nur deswegen lobt, damit man von andern gelobet werde: Es macht uns auch um so viel verächtlicher, weil es aus einem unzeitigen Bestreben nach Ehre und Ruhm herzukommen scheint.

Wer an aller Speise Mangel hat, wird genöthigt wider die Natur sich von seinem eigenen

Leibe

Leibe zu ernähren; und da ist gewiß die äusserste Hungersnoth: So gehet es auch denen, die nach Lobsprüchen hungern; wenn sie sonst niemand loben will, so entgästen sie sich selbst damit, daß sie aus Ruhmsucht sich selbst löbliche Eigenschaften zuschreiben. Welche aber nicht nur geradezu für sich wollen gelobt seyn, sondern, eifersüchtig auf fremdes Verdienst, um dasselbe dadurch zu verdunkeln, ihm ihre eignen Thaten entgegen stellen, die machen sich neben der Pralerey auch des Neids und der Bosheit schuldig. Das Sprüchwort erklärt den für lächerlich und fürwitzig, der seinen Fuß in einen fremden Tanz setzt. Wir sollten uns nicht nur hüten, das andern beygelegte Lob aus Neid und Eifersucht mit unserm eignen zu unterbrechen, und es nicht einmal dulden, wenn andre unser Lob anheben wollten, sondern dem Lob unsrer Nebenmenschen willig Platz geben, und weichen, wenn sie desselben würdig sind. Sind sie aber schlimm und dieses Lobes unwürdig, so sollten wir dasselbe wenigstens nicht durch unser

eignes

eignes zu verdrängen suchen, sondern dasselbe geradezu widerlegen und darthun, daß man ohne Grund so vortheilhaft von ihnen denke. Das ist nun offenbar dasjenige, wovor man sich zu hüten hat.

Sich selbst darf man loben, ohne getadelt zu werden: Erstlich, wenn man es zu seiner Vertheidigung thut, soll man Verleumdungen und Anklagen von sich ablehnen wie Perikles: „Ihr „zürnet über mich, sagte er, über einen Mann, „der an nöthigen Einsichten, an Geschicklich„keit solche an den Tag zu legen, an Vater„landsliebe, an großmüthiger Verachtung der „Reichthümer niemand nichts nachgiebt.„ Er entgieng nicht nur allen Vorwürfen von Stolz, von Praleren und Ruhmsucht, da er so prächtig von sich redete, sondern legte eben damit die Grösse seines Verstands und seiner Tugend an den Tag, die, um nicht erniedrigt zu werden, den Neid selbst erniedrigte und unterdrückte. Man will die Verdienste solcher Leuthe nicht ängstlich untersuchen; Man fühlt bey so edeln

Großsprechereyen, wenn sie wahr und standhaft sind, sich miterhoben, und läßt sich von Freude und Entzückung ganz dahinreissen. Die Geschichte leget hievon ein Zeugniß ab. — Die thebanischen Feldherrn wurden verklagt, daß sie, nachdem die Zeit ihrer Statthalterschaft über Böotien zu Ende gelaufen, nicht geradenwegs nach Hause gezogen, sondern in das lacedämonische Gebieth einen Einfall gethan, und das Land der Messenier wieder bevölkert hätten: Die Thebaner nun wollten den Pelopidas, der demüthig abbat, kåumerlich lossprechen; da hingegen Epaminondas seine Thaten der Länge nach mit den grösten Lobsprüchen erzählt, und bey dem Beschluß seiner Rede gesagt hatte: Er sey bereit zu sterben, wenn sie nur von ihm bekennen wollten, daß er wider ihren Willen das lakonische Gebieth verwüstet, das Land der Messenier wieder bevölkert, und die Arkadier wieder vereinigt habe; so wollten sie nicht einmal seinethalben die Stimmen sammeln, sondern giengen voll Bewunderung dieses Mannes mit Freude

und

und Lachen auseinander. — So werden wir den Sthenelus bey dem Homer gar nicht tadelnswerth finden, wenn er sagt: (*)

> Wir, wir rühmen uns besser zu seyn als unsere Väter;

um so vielmehr, wenn wir uns dessen erinnern, was vorhergeht: (**)

> Warum, Sohn des kriegrischen Tydeus, des Pferdebezwingers,
> Zagst du, und blickt dein Auge nach den Ausgängen des Schlachtfelds?

Er selbst wurde nicht angegriffen; sondern er vertheidigte einen Freund, den man beschimpfen wollte; seine gute Sache entschuldigt also die Freymüthigkeit, mit der er von sich selbst redt. Die Römer wurden unwillig, wenn Cicero seine Lobreden auf sein Verfahren gegen den Catilina so oft wiederholte; wann aber Scipio sagte; es schicke sich nicht wol, daß sie den für ihren Richterstuhl ziehen, durch den sie die Macht, dem ganzen menschlichen Geschlechte Recht zu sprechen, erhalten hätten, so begleiteten sie ihn

(*) Ilias. Δ. v. 405.

(**) Ebendaselbst. v. 370.

mit Blumenkränzen geziert bis zu dem Capitol und wohnten daselbst seinem Opfer bey; denn jener lobte sich selbst nur aus Ruhmsucht, ohne dringende Noth; das Lob hingegen, das dieser sich beylegte, verlor wegen der Gefahr, in der er war, alles widrige.

Gewiß ist es, daß dieser Stolz und diese Großsprecherey denen die vor einem Gericht angeklagt werden, die in mißlichen Umständen sich befinden, und überhaupt allen denen, die im Unglück sind, besser anstehen als aber den Günstlingen des Glückes; denn bey diesen hat es den Anschein, als wenn sie den Ruhm mit Gewalt an sich reissen, desselben ruhig geniessen, und damit nur ihren Ehrgeitz befriedigen wollten; bey diesen hingegen, die ihre Umstände ausser allen Verdacht einer eiteln Ruhmbegierde setzen, scheint es nur ein Mittel zu seyn, ihren über ihr Schicksal erhabenen Muth zu stärken, und das Jammern, die Thränen und die Niedergeschlagenheit zu vermeiden, die man bey so hülflosen Umständen zu äussern pflegt. Man hält

den

den für einen Thoren und einbildischen Kerl, der unter dem Spazieren sich brüstet und die Stirne hoch emporträgt; und hingegen loben wir die, welche bey dem Fechten oder in einem Treffen sich muthig wieder aufrichten. So wird ein Mann, der wenn er von dem Schicksale zu Boden geworfen worden, sich wieder aufrichtet, mit ihm wie ein Fechter mit seinem Gegner kämpft, und sein Gemüth vermittelst seines eignen Lobes aus der niederschlagenden Empfindung seines Unglücks zu frohen und erhabenen Gesinnungen zu erheben sucht, uns weder verdrießlich noch verwegen, sondern groß und unüberwindlich vorkommen. So stellt uns der Dichter den Patroklus, so lange er glücklich krieget, in seinen Reden als einen bescheidenen und untadelhaften Mann vor; in seinem Tode hingegen läßt er ihn sehr prächtig von sich selbst reden:

(*) Wären mir zwanzig seines gleichen begegnet. . . . .

 Auch

(*) Ilias. II. v. 847. Den Plutarch besser zu verstehen, setze ich noch den folgenden Vers hieher:

. . . . So wären
Alle besieget hier von meinem Spiesse gesunken.

Auch Phocion, der sonst im übrigen sehr sanft und bescheiden war, ließ nach seiner Verurtheilung verschiedene Merkmale seines hohen Muthes von sich blicken; unter andern auch, daß er zu einem von denen, die mit ihm sterben sollten, der heftig wehklagte und jammerte, soll gesagt haben: Was, willst du nicht gerne mit dem Phocion sterben? Nicht minder, ja viel eher ist es einem Staatsmann, der unrecht leidet, vergönnt, gegen unbillige Leuthe von sich selbst zu reden. So schrieb sonst Achilles den Ruhm seiner Thaten der Gottheit zu, und sagte mit vieler Bescheidenheit:

...... (*) Wenn Jupiter einst uns
Noch vergönnet die Mauern der festen Troja zu stürzen:

Da er aber unwürdiger Weise beschimpft und mißhandelt ward, so erlaubte er sich im Zorne einige Praleren:

Mit

(*) Ilias. A. v. 128.

(*) Mit der Flotte hab' ich zwölf Städte erobert....

(**) ... Denn sie sehen den Glanz nicht
Meines Helms in der Nähe. —

Denn die Freymüthigkeit, die einen Theil der Rechtfertigung seiner selbst ausmacht, erlaubt uns zu pralen. So verrieth Themistokles weder in seinem Betragen noch in seinen Reden wegen seiner grossen Thaten nicht den geringsten Stolz; da er aber sah, daß die Athenienser seiner überdrüßig keine Achtung für ihn hätten, so konnte er sich nicht hinterhalten zu sagen: „Warum werdet ihr, glückliche „Leuthe, doch müde, öfters Gutthaten von den „gleichen Personen zu empfangen?„ Und wiederum: „Wenn es stürmet, so nehmet ihr zu „mir, wie unter einem Baum, eure Zuflucht; „wenn aber das schöne Wetter wieder kömmt, „so rauft ihr mich im Weggehen.„

(*) Ilias. I. v. 328.

(**) Ebend. II. v. 70.

Diese erinnerten ihre undankbaren Mitbürger, da man ihnen in andern Absichten Unrecht gethan, an ihre geleisteten Dienste: Wenn man aber eben wegen dieser schönen Handlungen getadelt wird, so ist es gar wol zu entschuldigen, und nicht im geringsten anstößig, wenn man seinen eignen Thaten selbst das gebührende Lob giebt; um so viel mehr, da es dabey den Anschein hat, als wenn man sich vertheidige, und nicht daß man Vorwürfe machen wolle. Dies verschafte dem Demosthenes einen schönen Anlas, mit vieler Freymüthigkeit von sich zu reden, und benahm zugleich den Lobsprüchen, die er sich in der ganzen Rede für die Krone selbst gab, da er sich der den Krieg betreffenden Gesandschaften und Schlüsse, dererhalber er verklagt ward, rühmte, das Eckelhafte. So kann man gleicherweise mit guter Art des Gegensatzes sich bedienen, wenn man darthut, daß das Gegentheil von dem, was man einem zur Last legen will, schändlich und schlimm sey. So machte

te es Lykurgus (*) zu Athen. Man spottete über ihn, daß er einen Angeber mit Geld zum Stillschweigen gebracht hätte: Für was für einen Bürger haltet ihr mich denn, sagte er; ich gebe mich bey euch schon so lange Zeit mit öffentlichen Geschäften ab, und hat man nicht allemal gefunden, daß ich eher im Geben als im Nehmen ungerecht gewesen bin? — Cicero sagte zu Metellus, der ihm den Vorwurf machte, daß er durch seine Anklagen mehr Menschen um das Leben gebracht, als durch seine Schutzreden gerettet hätte: Wer gesteht es

(*) Lykurgus war ein atheniensischer Redner und Schüler des Demosthenes. Er verwandte grosse Summen zum Besten und zur Zierde der Stadt, und war der Urheber verschiedener Gesetze: Unter andern, daß keine Frau in einem Wagen nach Eleusis fahren sollte und zwar bey Strafe von 6000. Drachmen. Seine Frau handelte bald wider dies Gesetz. Lykurgus gab dem Angeber einen Talent. Hierauf erfolgte, was hier erzählt wird. Siehe das Leben der X. Redner von Plutarch. No. VII.

nicht, daß ich mehr Treu und Redlichkeit als Wolredenheit besitze? — Desgleichen sagte auch Demosthenes: Wer hätte mich nicht mit Recht zum Tode verurtheilt, wenn ich in meiner Rede die Vorzüge dieser Stadt hätte antasten wollen? — Und wiederum: Was, glaubet ihr wol, daß diese schändlichen Leuthe würden gesagt haben, wenn die Städte damals, da ich hiervon sehr umständlich redete, davon gegangen wären? Kurz, er wußte in der ganzen Rede für die Krone bey der Widerlegung der gegen ihn geführten Beschuldigungen sein eigenes Lob auf eine geschickte Art mit einzumischen. Man kann aus der nämlichen Rede ihm noch einen andern sehr vortheilhaften Kunstgriff ablernen, vermittelst dessen er, ohne andern anstößig zu werden, und ohne einigen Schein von Eigenliebe von sich selbst zu reden wußte. Er mengte nämlich das Lob seiner Zuhörer auf eine geschickte Art mit ein. So erzählte er, wie die Athenienser gegen die von Euböa und von Theben sich betragen, wie viel gutes sie denen von Byzanz und dem Cherone-

ronesus erwiesen haben; dabey, sagte er, sey er nur der Ausrichter ihrer Befehle gewesen. Der Zuhörer wird durch sein eigenes Lob ganz unvermerkt für den Redner eingenommen, so daß er seinem ganzen Vortrag mit Vergnügen zuhört. Er freut sich, wenn man seine schöne Thaten erzählt; auf diese Freude folgt dann unmittelbar Bewunderung und Liebe für denjenigen, durch den diese schönen Thaten zu Stande gekommen sind. Daher sagte Epaminondas, als ihm Meneklides einst spöttisch den Vorwurf machte, daß er in seinen Gedanken sich selbst über den Agamemnon erhebe: „Freylich thue „ich es, ihr Thebaner, und ihr seyd selbst daran Schuld. Denn durch euch habe ich die „Herrschaft der Lacedämonier in einem Tage „zerstöret.

Da nun die meisten Menschen gemeiniglich einen Widerwillen haben, und über denjenigen, der sich selbst lobt, heftig böse werden, über den hingegen nicht, der einen andern lobt, sondern es mit Vergnügen anhören und ihm willig Bey-

fall

fall geben, so haben einige im Brauch, die Gewogenheit ihrer Zuhörer sich dadurch zu erwerben und ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, daß sie diejenigen zu rechter Zeit und Ort rühmen, die in Absicht auf ihre Unternehmungen, Thaten und ihren moralischen Charakter ihnen völlig ähnlich sind. Der Zuhörer wird, wenn man schon von einem andern redt, wegen der Aehnlichkeit seiner Tugenden alsbald die Anmerkung machen, daß er die gleichen Lobsprüche verdiene. Denn, so wie der, welcher einem andern über eine Unart Vorwürfe macht, mit der er selbst behaftet ist, dadurch offenbar mehr sich selbst als den andern beschimpft, so erinnern rechtschaffene Männer, indem sie rechtschaffene Männer ehren, andre, denen sie als solche bekannt sind, an ihre eigne Tugend, so daß man ihnen alsobald zuruft: Bist du nicht selbst auch ein solcher? So haben Alexander, da er den Herkules, und Androkopus da er den Alexander ehrte, veranlasset, daß sie von ähnlichen Männern sind geehret worden. So

bemerkte

bemerkte hingegen Dionysius vor Neid nicht, daß, weil er über den Gelon spottete und ihn (Gelos), das Gelächter Siciliens, nannte, er damit der Grösse und dem Ansehn seiner eignen Macht Abbruch thäte.

Ein Staatsmann muß nun dies alles wol verstehen, und sich sonst in andern Fällen wol vorzusehen wissen. Wenn man aber in die Nothwendigkeit gesetzt wird, sich selbst zu loben, so kann man solches andern dadurch erträglicher machen, wenn man nicht alles sich allein zuschreibt, sondern den Ruhm davon, diese Last, theils auf das Glück, theils auf Gott abzuladen sucht. Daher sagte Achilles sehr wol: (*)

> Da mir die Götter verleihen, diesen Mann
> zu bezwingen.

Und Timoleon handelte sehr weislich, da er wegen seiner Verrichtungen dem Glück einen Altar errichtete, und sein Haus dem guten Genius weihte; am besten aber Python Ainius, der als er

(*) Ilias. X. v. 379.

er den Kotys umgebracht hatte, und die Redner bey seiner Wiederkunst nach Athen sich in die Wette bestrebten, ihn vor dem Volk mit Lobsprüchen zu erheben, er aber merkte, daß ihn einige deswegen beneideten und es sehr übel aufnahmen, hervorgetretten und gesagt: Ihr Athenienser! Einer der Götter hat dieses gethan; wir haben nur die Hände darzu geliehen. Sylla wußte den Neid dadurch zu entfernen, daß er immer das Glück erhob und sich selbst (zuletzt) den Glücklichen nannte. Denn die Menschen sehen sich lieber an Glück als an Tugend von andern übertroffen; weil sie das Glück für ein fremdes Gut halten, und hingegen glauben es fehle an ihnen, wenn sie die Tugend nicht besitzen. Man sagt, das habe nicht wenig dazu beygetragen, daß die Gesetzgebung des Zaleukus deu Lokriern so wol gefallen, daß er vorgegeben, die Minerva erscheine ihm jedesmal, sage ihm die Gesetze vor und unterrichte ihn, so daß bey alle dem, was er ihnen vorgeschlagen, kein Gedanke, kein Rath von ihm selber herkomme.

Bey

Bey neidischen und verdrießlichen Leuthen mag es vielleicht nöthig seyn, solche Hülfsmittel und glimpfliche Entschuldigungen auszudenken: Und bey andern, die sich besser zu mäßigen wissen, mag es nicht unschicklich seyn, wenn man die Lobsprüche zurechtezuweisen sucht. Lobt dich jemand wegen deines Verstandes, oder wegen deines Reichthums, oder wegen deiner Macht und Ansehens, so bitte ihn, er mögte doch hievon nicht reden; er soll lieber sagen, du seyst ein guter, unschädlicher und nützlicher Mann. Du wirst dein Lob nicht vergrössern sondern dasselbe nur auf andre Gegenstände zu lenken suchen. Es wird dabey nicht den Anschein haben, als ob du an Lobsprüchen ein Wolgefallen habest, sondern vielmehr darüber unwillig seyst, daß man dich nicht auf eine schickliche Art, nicht deswegen, was eigentlich an dir rühmenswürdig ist, gelobt habe. Es wird scheinen, als ob du schlechtere Eigenschaften durch bessere verbergen, nicht gelobt seyn, sondern lehren wollest, wie man loben soll. Diesem scheint nahe

zu kommen, was jener gesagt hat: „Nicht mit „Steinen, nicht mit Ziegeln habe ich diese „Stadt befestigt; willst du meine Befestigungs„werke betrachten, so wirst du dieselben in Waf„fen, Pferden und Bundsgenossen finden.„ — Noch mehr aber scheint Perikles sich darnach gerichtet zu haben. Er war nahe an dem Ende seines Lebens und befand sich gar übel: Seine Anverwandten beweinten ihn sehr und erzählten seine Feldzüge, seine Macht, und alle die Siege, die Trophäen, die Städte, welche er für die Athenienser erobert, und ihnen hinterlassen hatte. Perikles richtete sich ein wenig auf, und tadelte sie, daß sie ihm Lobsprüche gäben, die er mit vielen gemein hätte, und wovon ein Theil mehr sein Glück als seine Tugend beträfen, dabey aber den grösten und schönsten Lobspruch, der ihm ganz eigen wäre, mit Stillschweigen übergiengen, daß nämlich seinethalben kein Bürger zu Athen je ein schwarzes Kleid angezogen hätte. Dieses Beyspiel kann einem Redner, wenn er anders ein rechtschaffener Mann ist, zeigen, wie

er das Lob, das seiner Wolredenheit beygelegt wird, auf sein Leben und seine Sitten lenken; einem Feldherrn aber, der wegen seiner Erfahrenheit im Kriege und des Glückes seiner Waffen bewundert wird, wie er mit Freymüthigkeit von seiner Gerechtigkeitsliebe und Gelindigkeit reden könne. Hingegen kannst du auch sagen, wenn man dich mit ausschweifenden Lobsprüchen erhebt, wie solches oft aus Schmeicheley geschiehet;

Was vergleichest du mich den Olympiern, ich
bin kein Gott nicht:

Wenn du mich anders wirklich recht kennest, so sage zu meinem Lob, ich sey unbestechlich, oder mäßig, oder billig, oder menschenliebend: Denn der Neid selbst läßt demjenigen willig gemäßigtere Lobsprüche zukommen, der allzugrosse von sich ablehnt, und raubt dem seinen wahren Ruhm nicht, der falsches und eiteles Lob nicht annimmt. Daher war man allezeit bereitwillig, diejenige Königen, welche weder Götter noch Götter-Söhne heissen wollten, aber

wol (*) Freunde ihrer Geschwister, oder ihrer Mütter, oder Wolthäter, oder Freunde Gottes mit diesen schönen, aber menschlichern Beynamen zu benennen. Und so wie die, welche schreiben oder reden, unwillig darüber werden, wenn man ihnen den Titel von Weisen beylegt, hingegen es mit Freuden hören, wenn man von ihnen sagt, sie seyn Freunde der Weisheit, sie nehmen darinn zu, oder sonst so etwas das keinen Neid erregt und inner den Schranken der Bescheidenheit bleibt; so verlieren hingegen jene rednerische Sophisten, welche es gerne hören, wenn man bey ihren Deklamationen zuruft: Göttlich! Uebermenschlich! Vortreflich! den bessern Zuruf: Bescheiden und menschlich!

So wie die, welche Leuthen mit schwachen Augen nicht gerne wehe thun wollen, allzuglänzende Gegenstände mit einigem Schatten decken, so weisen einige ihre Verdienste nicht in völligem unbeflecktem Glanze, sondern suchen ihrem

Lob

(*) Philadelphus, Philometor, Evergetes, Theophiles.

Lob dadurch das Häßliche und Widrige zu benehmen, daß sie einige Mängel, Unvollkommenheiten und leichte Fehler bemerken: Wie Epeus, der mit seiner Stärke im Fechten sich nicht wenig groß machte und stolz darauf war. Er sagt:

(*) Seinen Leib den will ich ganz ihm zerstossen.

Aber vorher hatte er gesagt:

(**) Ist es nicht schon genug, daß ich im Schlachtfeld ihm weiche?

Aber vielleicht macht er sich dadurch eben lächerlich, wenn er seinen Fechterstolz durch ein Geständniß seiner Feigherzigkeit zu entschuldigen sucht. Der weiß es vernünftiger und artlicher zu machen, der Vergessenheit, oder Unwissenheit, oder Begierde aus einem Unterricht oder Vortrag etwas zu lernen vorwendet, wie Ulysses: (***)

(*) Odyssea. Ψ. v. 673.

(**) Ebend. v. 670.

(***) Ebend. M. v. 192.

. . . . . . Aber voll Sehnsucht
Wünschte mein Herz sie zu hören. Ich winkte meinen Gefährten
Mit den Augen, mich loszubinden.

Und in einer andern Stelle:

Aber ich wollte nicht folgen, wärs gleich weit besser gewesen,
Daß ich ihn möchte sehen und Gaben von ihm bekommen.

Kurz jeder Fehler, den man neben sein eigen Lob hinstellt, wenn er nicht gar schimpflich und niederträchtig ist, kann den Neid heben. Mancher hat denselben auch dadurch stumpf gemacht, daß er bey der Erzählung seiner Verdienste seiner Armuth, seiner Unerfahrenheit, oder so gar der Niedrigkeit seines Herkommens Erwähnung gethan und dieselben freywillig gestanden. So ließ Agathokles, wenn er seinen jungen Gesellschaftern aus goldenen Pokalen von erhobener Arbeit zutrank, auch die irrdenen Becher hervorbringen: Sehet, sagte er, was unausgesetzte Arbeit, Fleiß und Muth vermögen.

gen: (*) Wir machten vordem solche, nun machen wir dergleichen Becher. Man hielt nämlich dafür, Agathokles wäre wegen seiner niedern Herkunft und Armuth in der Werkstätte eines Töpfers auferzogen worden; hernach aber beherrschte er fast ganz Sicilien.

Dies sind nun einige von den äussern Hilfsmitteln, derer man sich bedienen kann, wenn man von sich selbst reden muß. Es giebt aber noch andre, die einiger massen in dem Lob selbst liegen: Cato bediente sich derselben: Er sagte, man beneide ihn, daß er mit Vernachläßigung seiner eigenen Angelegenheiten für das Vaterland ganze Nächte durchwache. Dem gleicht jenes:

Was rühm' ich mich, da ohne Arbeit ich,
Vermischt im grossen Haufen, mit dem Klügsten
Das gleiche Schicksal hätte theilen können!

(*) Er wies nämlich zuerst auf die irrdenen, hernach auf die goldenen.

Und dieses andre:

Besorgt, der Mühe Lohn nicht zu verlieren,
Die ich gehabt, wälz' ich doch diese Last
Nicht von mir ab . . . . .

Denn der grosse Haufe beneidet die, von welchen er glaubt, daß sie fast umsonst und mit leichter Mühe zu Ruhm und Tugend gelangt sind, nicht weniger als andre um ein Haus oder Landgut, diejenigen hingegen nicht, welche solche mit vieler Arbeit und Gefahr erkauft haben.

Da man sich nun also loben soll, daß man nicht bey andern Unwillen und Neid errege, sondern ihnen vielmehr Nutzen und Vortheil damit verschaffe, und nicht so fast sein Lob, als etwas anders dabey zum Zweck zu haben scheine, so soll man zuerst dabey erwägen, ob man nicht durch sein Lob die Zuhörer aufmuntern und zu Nacheiferung, und einer edeln Ruhmbegierde entflammen könne: So wie Nestor durch die Erzählung seiner kriegrischen Heldenthaten den Patroklus angefrischet, und jene neun andern zum Zweykampf angereizt hat. Denn eine Er-

 mahnung

mahnung, wo Wort und Werk bey einander sind, und Beyspiel und Eifer zusammentreffen, ist erst recht lebendig, rührt und spornet zugleich an, und flößt mit dem Muth und dem festen Vorsatz die stärksten Hofnungen ein, weil sie uns zugleich zeigt, daß solche Thaten nicht unmöglich, sondern gar wol zu erreichen sind. Daher sangen auch jene Chöre zu Lacedämon: Die alten Männer:

Jünglinge waren wir einst, stark und muthig zum Streit.

Die Knaben:

Wir wir werden dereinst stärker als alle seyn:

Die Jünglinge:

Wir sind itzt muthig und stark, willst du es sehen, so komm!

Der Gesetzgeber zeigt sich darinne als ein weiser und staatskluger Mann, da er den jungen Leuthen an eben den Urhebern dieser Thaten bekannte Beyspiele, die sie in der Nähe hatten, vor Augen hielt.

Bisweilen kann es auch dienlich seyn, zu Bestrafung anderer ein wenig stolz und pralerisch von sich selbst zu reden, um damit einen unverschämten und verwegenen Menschen zu demüthigen und zähmer zu machen. So wie ebenfalls Nestor: (*)

Denn ich habe schon vordem mit Männern Umgang, die besser
Waren, als ihr seyd, gehabt, und keiner hat mich verachtet.

So schrieb auch Aristoteles dem Alexander: Groß von sich selbst zu denken sey nicht nur denen vergönnt, die viele Menschen beherrschen, sondern auch allen denen, welche richtige Begriffe von den Göttern haben. Gegen Feinde und Widersächer läßt sich wol sagen:

(**) Weh euch Väter der Söhne, die meinem Arme begegnen!

Agesilaus sagte von dem König der Perser, den man den Grossen nannte: Was ist er grösser als ich,

(*) Ilias. A. v. 260.

(**) Ilias Z. v. 127.

ich, wenn er nicht auch gerechter ist? Zu den Lacedämoniern, die sich heftig über die Thebaner beklagten, sagte Epaminondas: Gewiß haben wir gemacht, daß ihr nicht mehr kurz im Reden seyd. Dergleichen gehet an bey öffentlichen Feinden, oder auch Privatfeindschaften. Aber selbst bey seinen Freunden und Mitbürgern kann man nicht nur die Uebermüthigen damit niederschlagen, sondern auch Furchtsamen und Erschrockenen Herz und Muth einflößen, wenn man zu rechter Zeit und Ort eine stolze Sprache führet. Cyrus machte in Gefahren und Schlachten den Großsprecher, der er im übrigen sonst gar nicht war. Auch Antigonus der zweyte, sonst ein bescheidener Mann und von allem Stolz weit entfernt, gab einem seiner Freunde, der bey der Seeschlacht bey Co zu ihm sagte, ob er nicht sehe, wie viel stärker an Schiffen die feindliche Flotte sey, zur Antwort: Wie vielen Schiffen stellet ihr mich entgegen? Dies scheint dem Homer nicht unbekannt gewesen zu seyn. Er stellt den Ulysses vor, wie er

seine Gefährten, welche aus Furcht vor den Wogen und dem Getöse der Charybdis den Muth hatten sinken lasseu, an seine ehmalige Schlauheit und Heldenmuth erinnert:

(*) Schwerer ist nicht dies Uebel als jenes, da der Cyklope
Uns mit Gewalt in die weite Höle einsperrte, und dennoch
Sind wir durch meine Stärke und Klugheit da glücklich entronnen.

Denn das ist nicht das Lob eines Demagogen oder eines eiteln Sophisten, der lauten schmeichelnden Beyfall verlangt, sondern das Lob eines Mannes, der seinen Freunden seine Tugend und Wissenschaft für ihr Vertrauen zum Pfand giebt. Denn die gute Meynung und das Zutrauen zu der Erfahrenheit und Geschicklichkeit eines Anführers können in gefährlichen Umständen von grossem Nutzen seyn.

Es ist schon oben gesagt worden, es stehe einem staatsklugen Mann gar nicht an, dem Ruhm und Lob eines andern seine eigenen Verdienste

(*) Odysse. M. v. 209.

dienste entgegenzustellen; wo man aber siehet, daß ein falsches Lob dadurch schädlich und verderblich wird, daß es andern eine Nacheiferung im Bösen und schlimme Gesinnungen in wichtigen Angelegenheiten beybringen kann, da mag es nicht undienlich seyn, dasselbe zu widerlegen, noch besser aber, durch Anzeigung des Unterschieds den Zuhörer auf bessere Gedanken zu bringen. Denn es wäre gewiß ein vergnügender Anblick, das verabscheuhete und verschmähte Laster von dem grössern Theil der Menschen gutwillig verlassen zu sehen: Wenn dasselbe hingegen in einen guten Ruf käme und Wollust und Geldgeitz, diese verführerischen Reizungen zum Laster, noch durch Ruhm und Ehre verstärket würden, so mögte keine Gemüthsart mehr so glücklich und so stark seyn, daß sie ihm nicht zuletzt doch untenliegen müßte. Ein Staatsmann muß also nicht so fast das Lob der Menschen, sondern der Sachen, wenn sie schlimm sind, bekämpfen; denn dieses verderbet die Sitten, und eben dadurch schleicht sich das Nach-

ahmen und Bestreben nach schändlichen Dingen ein, wenn sie für schön und löblich gehalten werden. Man kann aber am besten entdecken wie schändlich sie seyn, wenn man wahrhaft löbliche Dinge dagegen hält. Der tragische Schauspieler Theodorus soll zu dem comischen Schauspieler Satyrus gesagt haben: Die Zuschauer lachen machen, das verdiene keine Bewunderung, aber wol ihnen Thränen auspressen verdiene solche. Ein philosophisch denkender Mann aber hätte sagen können: Mein lieber Theodorus; nicht den Menschen Thränen auspressen, sondern sie von Traurigkeit und Thränen befreyen, das ist vortreflich. Wenn man auf diese Art sich selbst lobt, so nützt man dem Zuhörer und berichtigt sein Urtheil. So sagte Zeno, da er von der grossen Anzahl der Zuhörer des Theophrastus redete: Sein Chor ist zwar grösser, der meinige aber stimmt besser zusammen. Phocion ward von den Rednern, da Leosthenes sich noch in guten Umständen befand, gefragt: Womit er sich denn um

den

den Staat verdient gemacht habe? Mit nichts anderm, sagte er, als damit, daß ihr während der Führung meines Amtes keine Leichenrede gehalten, sondern alle gestorbene in ihrer väterlichen Grabstätte sind verstattet worden. — Crates setzte jenen berühmten Versen:

Was ich gegessen, geschwelgt, im Arme der Wollust empfunden,
Das nur ist mein . . . .

sehr artig diese andern entgegen:

Was ich mit Denken erforscht, und mich die Musen gelehret,
Das nur ist mein . . . .

Denn ein solches Lob ist schön und nützlich, und unterrichtend: Es lehrt uns anstatt der eiteln und überflüßigen Dinge nur solche hochschätzen und lieben, die nützlich und heilsam sind. Man füge also diese Lehre zu dem, was bisdahin zur Auflösung der vorgelegten Frage ist gesagt worden.

Nun bleibt uns noch übrig, und die Folge der Rede erheischt es, zu zeigen, wie ein jeder vor unzeitigem Selbstlob sich hüten könne.

Die Sucht von sich selbst zu reden hat an der Eigenliebe eine starke Schutzwehr; und man siehet oft, wie sie Leuthe, die sonst in Absicht auf den Ruhm ziemlich bescheiden sind, überrascht. Es ist eine von den Gesundheitsregeln, ungesunde Oerter entweder gänzlich zu meiden, oder wenn man sich daselbst befindet, sorgfältiger für seine Gesundheit zu wachen: So giebt es auch gewisse schlüpfrige Gelegenheiten und Gespräche, da man unter allerley Vorwand sich leicht hinreissen läßt von sich selbst zu reden. Erstlich kann die Ruhmbegierde solches veranlasen, wenn man, wie schon gesagt, andre loben hört. Es ergreift uns alsdann ein kizelndes, unausstehliches Verlangen und Bestreben nach Ruhm; und zwar vornehmlich, wenn ein anderer wegen gleicher oder geringerer Vorzüge gelobet wird. So wie bey Hungrigen die Eßlust gereizt und heftiger wird, wenn andre vor ihren Augen essen, so entflammet das den andern beygelegte Lob, vermittelst der Eifersucht, diejenigen heftiger,

die

die sonst ihre Ruhmbegierde nicht zu mäßigen wissen.

Zweytens widerfährt den meisten, daß Begebenheiten, die glücklich und nach Wunsch ausgefallen, wegen der Freude darüber, sie zu Pralereyen und weitläuftigem Wortgepränge verleiten. Denn, wenn sie auf ihre Siege im Krieg oder glücklichen Verrichtungen im Staate, oder solche Handlungen und Reden, die von Fürsten Beyfall erhalten haben, zu sprechen kommen, so wissen sie sich nicht zu hinterhalten oder zu mäßigen. Schiffer und Krieger sind diesem Fehler am meisten unterworfen. Es begegnet auch Leuthen, welche von hohen Orten oder von Verrichtung wichtiger Geschäfte zurückgekommen sehr oft, daß sie gerne von sich selbst reden: Denn, indem sie berühmter und königlicher Personen Erwähnung thun, so sagen sie zugleich etwas von den Lobeserhebungen, mit denen sie von denselben sind beehret worden: Sie glauben damit nicht sich selbst zu loben, sondern nur das ihnen von andern gegebene Lob

zu erzählen: Der Zuhörer soll es nicht gewahr werden, wenn sie ihm Nachricht geben, wie Könige und Kayser ihnen die Hand gegeben, mit ihnen geredet und ihnen freundschaftlich begegnet, daß sie sich selbst loben; er soll nach ihrer Meynung darinne nichts anders als eine Erzählung von den Bezeugungen der Wolgewogenheit und Menschenfreundlichkeit sehen. Man soll sich deswegen sehr in Acht nehmen, wenn man andre rühmt, daß solches Lob unvermischt, und von allem Verdacht der Selbstliebe und der Begierde von sich selbst zu reden entfernet sey; damit es nicht das Ansehen habe, als ob man

(*) Zwar dem Schein nach Patroklus,

in der That aber vermittelst desselben sich selbst rühme.

Tadel und Bestraffung andrer sind für Leuthe die mit dieser Krankheit behaftet sind sehr gefährlich, und können sie veranlassen auszuschweifen. Alte Leuthe sind diesem am meisten unter-

wor-

(*) Ilias. T. v. 302.

worfen. Wenn sie andre zu Rechte weisen, schlimme Sitten und fehlerhafte Handlungen tadeln wollen, so werden sie leicht verleitet von ihrer vortreflichen Aufführung in ähnlichen Fällen viel Rühmens zu machen: Dies ist nun wol zu verziehen, wenn es Männer sind, die nicht nur wegen ihres Alters, sondern auch wegen ihrer Tugend und des erworbenen Ruhmes Ehrfurcht verdienen. Ein solches Selbstlob ist nicht nur nicht ohne Nutzen, sondern es kann denen, die also bestraft werden, Nacheiferung und edle Ruhmbegierde einflössen. Ein jeder andrer aber muß sich vor solchen Ausschweifungen sorgfältig hüten: Die Bestrafung ist an sich selbst schon für unsern Nebenmenschen eine verdrießliche und fast unerträgliche Sache, die grosse Behutsamkeit erfodert; wer aber sein eigenes Lob mit dem Tadel des andern vermischt, und in fremder Schande Ruhm sucht, der ist im höchsten Grade beschwerlich und unleidenlich, weil die Beschimpfung anderer seinen eignen Ruhm befördern soll.

Laßt uns dieses noch beyfügen: Wer von Natur sehr zum Lachen geneigt ist, der muß allen Kizel und alle Berührungen, vermittelst welcher die glättern Theile des Leibs zusammenfahren, und bey ihm dadurch ein heftiges Gelächter erregen, sorgfältig fliehen: Eben so könnte man denen, die für den Ruhm gar zu empfindlich sind, die Lehre geben, sich doch vom Selbstrühmen zu enthalten, wenn andre sie rühmen: Denn wer sich rühmen hört, der darf wol schamroth werden, aber nicht verschämen: Es steht ihm wol an, wenn er die, so etwas grosses von ihm erzählen wollen, zu hindern sucht, nicht aber, wenn er sie tadelt, als wenn ihr Lob gar zu mangelhaft wäre. Und wirklich machen es viele also: Sie ziehen immer von ihren Thaten und wichtigen Verrichtungen eine nach der andern selbst hervor, bis sie beydes, das Lob, das sie ihnen selbst, und das ihnen andre geben, völlig damit verderben. Diese schmeicheln sich selbst damit: Sie empfinden gleichsam einen angenehmen Kizel und werden davon

auf=

aufgeblasen. Andre aber werfen ihnen aus Bosheit etwas weniges zu ihrem Lob als eine Lockspeise vor, und reizen sie damit von sich selbst zu reden: Ja andre fragen sie so gar, wie jener den Krieger bey dem Menander, damit sie etwas zu lachen haben:

Woher kömmt diese Wunde hier? — Von einem
Gefiederten Wurfspieß. — Wie das ihr Götter!
Da auf der Leiter ich die Mauer bestieg.
Schnell weis' ich sie, sie aber spotten meiner.

In allen solchen Fällen muß man sich wol hüten, daß man sich weder durch Lobsprüche noch durch Fragen zu einem Fehltritt dieser Art verleiten lasse.

Das beste Verwahrungsmittel wird seyn, wenn wir auf andre, die sich selbst loben, wol Acht haben, und uns immer erinnern, wie beschwerlich und verhaßt solches jedermann sey, und wie keine Gespräche den Leuthen verdrießlicher und beleidigender vorkommen. Denn

wenn wir uns auch über diese sich selbstrühmende Menschen sonst wegen keiner Unbill zu beklagen haben, so ist uns ihr Umgang natürlicher Weise gleichsam eine Last; wir eilen uns von ihnen loszumachen und freye Luft zu schöpfen. Ein solcher Lobredner seiner selbst, es mag itzt nun ein Richter, oder ein Satrape, oder ein König seyn, ist selbst seinen Schmeichlern, Schmarozern und denen, die seines Beystands äusserst bedürfen, unerträglich; ja sie sagen noch wol, sie haben ihre Zeche schwer bezalt, wie jener bey dem Menander:

Er tödtet mich, und mager werd' ich hier
Beym vollen Tisch; wie klug sein Scherz, wie ganz
Soldatenspaß! Wie pralt der Böswicht nicht!

Dieß gilt aber nicht nur von Kriegern, von solchen, die plötzlich reich geworden, die mit verbrämten und pralerischen Erzählungen aufgezogen daherkommen, sondern auch von Sophisten, von Philosophen, von Befehlshabern,

die

die sich vor Stolz brüsten, und mit ihren Verdiensten ein grosses Geräusch machen. Wenn wir nun den Gedanken immer in Bereitschaft haben, daß auf eigenes Lob immer fremder Tadel folge; daß eitele Ruhmsucht sich mit Schmach ende; daß, wie Demosthenes sagt, der Zuhörer, weit entfernt diesen Unbescheidnen dafür zu halten, wofür er angesehen seyn will, dadurch beleidigt werde, so werden wir in Zukunft wol unterlassen von uns selbst zu reden, es sey anders, daß für uns selbst oder für die Zuhörer ein beträchtlicher Nutzen daraus erwachse.

V.

Wie uns Feinde nützlich werden können?

Ich sehe, mein werther Cornelius Pulcher, wie du, entfernt von öffentlichen Geschäften, eine höchst ruhige Lebensart gewählet hast, wobey du nicht nur dem Publikum sehr nützlich seyn, sondern auch denen, die mit dir besondern Umgang pflegen, viel Freude und Vergnügen verschaffen kannst. Es kann zwar wol noch ein Land geben, darinne keine wilden Thiere sich aufhalten, wie man von Creta erzählt; aber gewiß hat es bis itzt noch keinen Staat gegeben, der weder Neid, noch Eifersucht, noch Zanksucht, Leidenschaften, die so fruchtbar an Feindschaften sind, in seinem Schooß genähret habe: Wäre sonst auch nichts, so würden doch unsre

unsre Freundschaften uns in Feindschaft verwickeln. Der weise Chilon sah dieses sehr wol ein: Er hat daher einen, der von sich sagte, er hätte keinen Feind, gefraget, ob er denn auch keinen Freund habe? Es dünkt mich, ein Staatsmann sollte die Materie von der Feindschaft in ihrem ganzen Umfang untersuchen, und besonders das, was Xenophon hierüber gesagt hat, sorgfältig studieren; nämlich, ein verständiger Mann könne auch von seinen Feinden Vortheil ziehen. Ich habe, was mir vormals hierüber zu sagen beygefallen, zusammengetragen, und übersende es dir hier Wort für Wort; ich habe mich aber gehütet nichts von dem mit einfliessen zu lassen, was schon in meinen politischen Vorschriften stehet; zumal ich wahrnehme, daß du dieses Buch sehr oft bey der Hand hast.

Die Alten begnügten sich, wenn sie von den verschiedenen Gattungen wilder Thiere nicht beschädigt wurden; und dies war das Ziel aller ihrer Kämpfe mit ihnen: Ihre Nachkömmlinge lernten schon sich derselben bedienen, und zo-

gen verschiedene Vortheile von denselben: Sie assen von ihrem Fleisch, bekleideten sich mit ihren Haaren, brauchten ihre Galle und Milch für Arzneymittel, und bewaffneten sich mit ihren Fellen; so daß man, wenn es an Thieren gebrechen sollte, nicht ohne Grund besorgen müßte, das menschliche Leben mögte eben dadurch thierisch, dürftig und verwildert werden. Wenn sich nun einige ebenfalls begnügen, daß sie von ihren Feinden nur nicht beschädigt werden, Xenophon aber behauptet, vernünftige Leuthe können von ihren Widersächern Nutzen und Vortheil ziehen, so sollten wir ihm doch glauben, und den Mitteln und Kunstgriffen nachspühren, vermittelst welcher wir dieses Gut erlangen können, um so viel mehr, wenn es uns unmöglich ist ohne Feinde zu leben. Der Landmann kann nicht jeden Baum, und der Jäger nicht jedes Wild zahm machen; nichts destoweniger sind sie auf Mittel bedacht gewesen, daß jener von den unfruchtbaren Bäumen, und dieser von den wilden Thieren einigen Nutzen ziehen könne. Das

Meer=

Meerwasser ist an sich selbst schlecht und nicht zu trinken; dennoch nährt es Fische, und ist sehr dienlich zum Reisen, und Lasten hin und her zu fahren. Als der Satyr das Feuer zum ersten Mal sahe, wollte er es umfangen und küssen; aber Prometheus rief ihm zu: **Bock, du wirst deinen Bart beweinen; denn es brennt, wenn man es anrührt!** Es giebt aber auch Licht und Wärme, und ist denen, die es zu gebrauchen wissen, bey jeder Kunst ein tüchtiges Werkzeug. So must du schauen, ob dein Feind, der sonst im übrigen ganz ungeschlacht und dir sehr schädlich ist, dir nicht etwa eine Seite zeige, da er dir brauchbar und nützlich werden könne. Viele widrige, verdrießliche und nachtheilige Dinge sind in gewissen Absichten schon oft vortheilhaft gewesen: Krankheiten des Leibes haben schon manchem Musse verschaft: Arbeiten, die andern zugestossen, haben sie durch Uebung stark gemacht. Verbannung aus dem Vaterland, und Verlust der Güter, haben einigen dazu gedienet, daß

sie sich, wie Diogenes und Krates, dem betrachtenden Leben und der Philosophie gewiedmet. Zeno sagte, als er hörte, daß sein Handel zur See zertrümmert worden: „Du thust wol daran, o Glück, daß du uns nöthigest zu dem Mantel des Philosophen unsre Zuflucht zu nehmen.„ So wie Thiere von starkem Magen und gesunder Leibesbeschaffenheit Schlangen und Scorpionen verschlingen nnd verdauen; so wie andre so gar sich von Steinen und Schalen nähren, die sie vermittelst der Stärke ihrer Natur und der Hitze ihres Athems in gesunde Speise verwandeln, da hingegen schwächliche und kranke Personen selbst Brodt und Wein nicht ohne Eckel geniessen; so verderben Thoren selbst die Freundschaften, der Weisere aber weiß auch aus Feindschaften Vortheil zu ziehen.

Zu allererst, dünkt mich, könne dasjenige, was bey Feindschaften sonst das schädlichste ist, für den, der sich selbst in Acht nimmt, den grösten Nutzen haben. Was mag dieses aber wol seyn? Stets wachsam lauert der Feind auf alle

Handlungen und durchsucht den ganzen Wandel, um irgendwo eine schwache Seite zu entdecken. Er sieht nicht nur wie Lynkeus (*) durch Eichen, nicht nur durch Steine und Ziegel hindurch, er sieht durch jeden Freund, jeden Hausgenossen, jeden mit dem man in Vertraulichkeit lebt; spähet, so viel ihm möglich ist, alles aus was man thut, und gräbt und forscht allem nach, was man zu thun gedenkt. Freunde können oft krank seyn, können gar sterben, ohne daß wir etwas davon inne werden, da wir indessen immer zaudern, immer sorglos sind: Hingegen sind wir begierig gleichsam selbst die Träume unsrer Feinde zu wissen. Krankheiten und Schulden, und Zwistigkeiten mit der Frau können

(*) - - - - - - - possit qui rumpere terras,
Et Styga transmisso tacitam deprendere visu.
Fluctibus e mediis terras dabit ille magistro,
Et dabit astra rati; cumque Aethera Jupiter umbra
Perdiderit, solus transibit nubila Lynceus.
VAL. Flacc. Argon. l. v. 463.

nen eher denen, die sie angehen, als aber ihrem Feinde verborgen bleiben. Am meisten hält er sich an den Fehltritten, und gehet denselben auf die Spur. Die Geyer folgen nur dem Geruch stinkender Aeser nach; für gesunde und reine Leiber scheinen sie keinen Sinn zu haben: So rührt den Feind in unserm Wandel auch nichts als was mangelhaft, schlimm und verderbt ist; auf dieses fahren die Böswilligen alsobald her, greifen es an und zerreissen es. So kann uns die Feindschaft dazu nützlich seyn, daß wir behutsam wandeln und sorgfältig auf uns selbst Achtung geben, und weder im Thun noch im Reden nachläßig und unbedachtsam verfahren, sondern in unsrer ganzen Aufführung, als wenn uns eine strenge Lebensordnung vorgeschrieben wäre, uns bestreben, unsträflich zu seyn. Denn eben diese Behutsamkeit bringt, indem sie unsern Leidenschaften Zwang anthut, und die Vernunft beysammen hält, bey uns ein eifriges Bestreben und einen ernsten Entschluß hervor, ein rechtschaffenes und untadelhaftes Leben zu führen.

ren. Und wie Städte, durch benachbarte Kriege und unaufhörliche Feldzüge gewitziget, gute Gesetze und eine woleingerichtete Verfassung lieb gewinnen, so kann auch diejenigen, welche wegen einiger Feindschaften genöthiget sind, nüchtern zu leben, immer auf ihrer Hut zu seyn, daß sie nicht träge und nachläßig, sondern immer mit Absicht auf den Nutzen die Sachen behandeln, eine lange Angewöhnung unvermerkt in eine solche Fertigkeit setzen, daß sie nicht mehr fehlen; sie kann auch ihre Sitten völlig verschönern, wenn der Unterricht nur ein wenig nachhilft. Wer immer in Gedanken gegenwärtig hält:

(*) Priamus würde sich sehr, und Priamus
Söhne sich freuen;

den wird dieser Gedanke schon von alle dem abmahnen und entfernen, worüber seine Feinde sich freuen und ihn auslachen könnten. Man bemerkt an den Tonkünstlern, die sich an den Bachusfesten hören

(*) Ilias. A. v. 255.

ren lassen, wie sie, wenn sie auf dem Theater nur für sich spielen, sehr nachläßig und schläfrig dabey sind, und sich im geringsten nicht bemühen, ihre Kunst zu zeigen, sobald sie aber mit andern sich in einen Wettkampf einlassen müssen, alsdann nicht nur sich selbst, sondern auch ihre Instrumente mit grösserer Sorgfalt dazu vorbereiten, und aus ihren Saiten und Flöten die lieblichsten Töne hervorlocken. So ist der, welcher weiß, daß er an seinem Feind, in Absicht auf seinen Wandel und Ruhm einen Nebenbuhler hat, aufmerksamer auf sich selbst, weit vorsichtiger in seinen Sachen, und strenger in seinen Sitten. Denn das ist dem Laster eigen, daß es sich mehr vor seinen Feinden als vor seinen Freunden wegen seiner Fehltritte scheuet. Daher äusserte Nasika, als einige mit ihren Reden zu verstehen gaben, Rom sey itzt in Sicherheit, da die Carthaginenser aufgerieben, und die Achäer unter das Joch gebracht wären, ganz andre Gedanken: Nun steht es, sagt er, mit uns sehr gefährlich, itzt da wir es

dahin

dahin gebracht, daß niemand mehr ist, für den wir einige Furcht oder Achtung haben. Man kann diesem noch den Ausspruch des Diogenes beyfügen, der von einer tiefen Einsicht in die Philosophie und Politik zeuget: Es fragte ihn jemand, wie er sich an seinem Feind rächen solle? Dadurch, sagte er, daß du selbst ein guter und rechtschaffener Mann werdest. Man wird verdrießlich, wenn man sieht, wie die Pferde unsers Feindes Ruhm erlangen, seine Hunde gelobt werden; man seufzet, wenn sein Acker wol bearbeitet ist, sein Garten in schöner Blühte stehet. Was meinest du, wird wol geschehen, wenn du dich als einen gerechten, verständigen, nutzbaren Mann, in Reden vortreflich, in Thaten unsträflich, und in deinem ganzen Wandel anständig, kurz als einen Mann beweisest,

> Der von der Weisheit tiefen Furch, in seiner Brust,
> Aus welcher kluger Rath aufblüht, sich Früchte sammelt?

Ein besiegter Mann, sagt Pindar, darf nur

nicht muchsen. Dies gilt aber weder so schlecht hin, noch von jedermann, sondern nur von denen, die sich von ihren Feinden an Fleiß, an Güte, Großmuth, Menschenliebe, Wolthaten übertrofen sehen. Dies, sagt Demosthenes, hält die Zunge zurücke, verstopfet den Mund, verhält den Athem und macht schweigen.

Sey besser als die Schlimmen, da du's kannst. Willst du deinem Hässer Verdruß machen, so beschimpfe ihn nicht mit Worten, heisse ihn nicht unzüchtig, Weichling, muthwillig, Possenreisser, niederträchtig; sondern sey du selbst ein Mann, keusch, wahrhaft; betrage dich billig und höflich gegen die, mit welchen du etwas zu verkehren hast; und wenn dir etwa Schimpfworte gegen ihn entfallen, so trachte immer von den Lastern, die du ihm vorwirfst, himmelweit entfernt zu seyn: Steige du in deine Brust herab, und siehe ob du da nichts fehlerhaftes antrefest, damit nicht etwa wegen deiner eignen Gebrechen dir jemand zusinge:

Der andre heilt, ist selber voll Geschwüre!

Nennt

Nennt dein Feind dich unwissend, so verstärke deine Begierde und deine Bemühungen etwas zu lernen; nennt er dich feig, so erwecke in dir nur desto mehr einen mannlichen, kühnen Muth: Heißt er dich ausschweifend und unzüchtig, so lösch in deiner Seele jede verborgene Spur der Wollustliebe aus: Denn nichts ist so schändlich als eine Lästerung, die auf ihren Urheber zurückfällt, nichts ist verdrießlicher. Wie das zurückgeworfene Licht schwache Augen weit mehr verletzt, so ist derjenige Tadel weit empfindlicher, der von der Wahrheit dem Tadler selber zurückgegeben wird: Und wie der Nord-Ostwind die Wolken, so zieht ein schlimmes Leben Spott und Hohn nach sich.

Plato pflegte jedesmal, wenn er mit Leuthen, die sich unanständig aufgeführt, in Gesellschaft gewesen, im Weggehen zu sich selbst zu sagen: Bin ich etwa auch ein solcher? — Ein jeder also, der einen andern wegen seines Lebenswandels tadelt, wenn er dann sofort seinen eigenen ..üst, in Ordnung bringt, und demselben die

entgegengesetzte Richtung giebt, wird von seinem Schmähen, einer Sache, die völlig eitel und unnütz zu seyn scheinet und es auch wirklich ist, doch noch einichen Nutzen haben. Man lacht gemeiniglich über den, der selber kahl oder buckligt ist und andern diese Mängel vorrückt, und darüber spottet. Ueberhaupt aber ist es lächerlich, wenn man andre ausspottet und beschimpft, und selbst wegen ähnlicher Mängel ausgespottet werden kan. (*) Leo Byzantinus sagte zu einem buckligten, der ihm seine blöden Augen vorrückte: Du legst mir ein menschliches Gebrechen zur Last, und trägst doch selbst die Nemesis (die göttliche Rache) auf dem Rücken. Spotte also über keinen Ehebrecher, wenn du selbst unzüchtig, über keinen Verschwender, wenn du selbst geitzig bist. Alkmaeon sagte zu Adrast:

Des Weibes Bruder, die den Mann erschlug!

Was thut nun Adrast? Er wirft ihm nicht eine fremde

(*) Ein Zuhörer des Plato und berühmter Sophist.

fremde, sondern gar eine eigne Schandthat vor:

Von deiner Hand empfieng, die dich gebar, den Tod!

Domitius sagte zu Crassus: Hast du nicht den Tod einer Lamprete, die in deinem Thiergarten ernährt ward, beweint? Crassus versetzte sogleich: Du hast drey Frauen begraben und niemals geweint. Wer von andern Uebels reden will, der muß eben nicht ein grosses Genie besitzen, eine laute Stimme und viel Frechheit haben; er darf nur selbst über alle schlimme Nachrede erhaben und unsträflich seyn. Der Gott scheint auch das erkenne dich selbst niemanden so ernstlich eingeschärft zu haben, wie dem, der andre tadeln will. Denn es begegnet oft was Sophokles sagt, daß

. . . . . Wer zum Spott die Zunge braucht,
Zum Trotz das hören muß, was lieber selbst er sagt.

Auf diese Weise nun kann uns das Spotten über andre nützlich werden.

Nicht minder nützlich ist es, wenn wir von unsern Feinden ausgespottet werden und feindselige Reden von uns hören. Die Anmerkung des Antisthenes ist sehr richtig: Daß der Mensch zu seinem Heile nothwendiger Weise entweder vertraute Freunde oder aufgebrachte Feinde haben müsse, weil jene durch ihre Vermahnungen, diese durch ihre Schmähungen ihn zurechte weisen. Da die Stimme der Freundschaft zu offenherzigen Erinnerungen allzu leise geworden, und zur Schmeicheley sehr geschwätzig, zum Bestrafen aber ganz stumm ist, so muß man die Wahrheit aus dem Munde seiner Feinde vernehmen. Wie Telephus aus Mangel eines freundschaftlichen Arztes seine Wunde dem feindlichen Speer darboth, so müssen die, welche die wolwollenden Bestrafungen eines Freundes ermangeln, die Reden ihres Hässers vertragen lernen, wenn er sie wegen ihrer Vergehungen beschilt, und dabey auf die Sache selbst, nicht auf die Gesinnungen sehen. Jener gedachte den Prometheus, den Thessalier, zu tödten, stieß

mit

mit dem Degen auf ein Geschwür, und zerschnitt es, so daß dasselbe zerborst und Prometheus davon befreyet ward: So kann ein Scheltwort, das Zorn oder Feindschaft zuwirft, uns von einem verkannten oder vernachläßigten Gebrechen der Seele heilen. Die meisten aber sehen, wenn man sie beschimpfet, nicht darauf, ob sie den Fehler, den man ihnen vorrückt, wirklich an sich haben, sondern was an dem andern seyn mögte, das sie ihm vorhalten könnten. Gleich den Fechtern, die den Staub nicht von sich schütteln, sondern einander mit Staub überschütten bis sie ganz davon bedeckt und besudelt zu Boden sinken, so betragen diese sich in Absicht auf die Schmähungen; da man doch weit grössre Sorgfalt anwenden sollte, das Laster wegzuschaffen, wodurch unser Feind uns in einen übeln Ruf bringt, als aber einen Flecken, den man uns an unserm Kleide zeigt.

Legt man uns etwas zur Last, daß wir nicht an uns haben, so sollen wir doch der Ursache nachforschen, die diese Beschuldigung veranla-

set hat, und uns sorgfältig hüten, daß wir nicht etwa ohne unser Wissen in diesen oder einen ähnlichen Fehler verfallen. Den König der Argiver, Lakydes, brachten bloß seine Art die Haare zu krausen und sein zu weichlicher Gang in den Ruf, daß er wollüstig sey, und den Pompejus, der von allem weibischen und leichtfertigen gänzlich entfernet war, weil er mit einem Finger im Kopf krazete. Crassus wurde eines sträflichen Umgangs mit einer vestalischen Jungfrau beschuldigt, weil er ein schönes Lusthaus von ihr an sich kaufen wollte, und aus diesem Grund öfters mit ihr allein redete, und ihr die Aufwart machte. Posthumia kam wegen ihrer Neigung zum Lachen und zu freyen Gesprächen mit Mannspersonen in den gleichen Verdacht, so daß sie wegen Unzucht vor Gericht gefodert wurde: Ihre Unschuld kam zwar bey Untersuchung der Sache an Tag; dennoch gab ihr der oberste Priester, Spurius Minucius, als er sie lossprach, die Erinnerung: Sie sollte zusehen, daß sie in ihren Reden nicht weniger

ger ehrbar sey als in ihrem übrigen Wandel. Pausanias brachte den Themistokles bey aller seiner Unschuld in den Verdacht eines Verräthers am Vaterland, weil sie gegenseitige Freundschaft unterhielten, in starkem Briefwechsel standen, und häufige Bottschaften einander zuschickten. — Sagt man also etwas von uns, das nicht wahr ist, so müssen wir es nicht, weil es eine Lüge ist, verachten und hingehen lassen, sondern uns umsehen, was wir geredt oder gethan, oder unternommen, oder was für Bekanntschaften wir haben, die dieser falschen Beylage einige Wahrscheinlichkeit geben, und dieses alsdann sehr sorgfältig meiden: Denn, wenn andre aus den unerwarteten Zufällen des Glückes nützliche Lehren ziehen, und Merope von sich selbst sagt:

. . . . Mein zorniges Geschick,
Zwar nahms zum Lohne mir das Liebste hin,
Hat Weisheit mich gelehret; . . . . .

was hindert uns von einem Lehrer, der uns

nichts kostet, Dinge zu lernen, die uns nützlich seyn können, und die uns sonst verborgen geblieben wären? Denn ein Feind nihmt weit mehr an uns wahr als ein Freund, und der Liebhaber ist, wie Plato sagt, meistentheils blind für den Gegenstand seiner Liebe; Haß aber hat gemeiniglich Vorwitz und Schwatzhaftigkeit bey sich. Dem Hieron hielt einer seiner Feinde unter andern Spöttereyen vor, daß er einen stinkenden Athem habe. Hieron fragte, so bald er nach Hause kam, seine Gemahlin, und sagte: Wie kömmt das? Du hast mir noch nie etwas davon gesagt? Seine Gemahlin gab ihm, voll Keuschheit und Unschuld, zur Antwort: Ich glaubte, alle Männer riechen so. So kann man grobe, körperliche Sachen, die jedermann in die Sinnen fallen, eher von Feinden als von Freunden und Bekannten inne werden.

Anders, als auf diese Weise kann man auch die Zunge nicht wol im Zaume halten, so daß sie den Befehlen der Vernunft gehorche, welches doch nicht ein geringer Theil der Tugend ist; und gewiß wird man ohne Uebung, Sorg-

falt und angestrengte Mühe, die heftigsten Leidenschaften, dergleichen der Zorn ist, niemals bezähmen. Denn daß ein Wort wider Willen entfalle, eine

Rede dem Zaun der Zäne entrinne;

daß Worte von selbst entfliegen, begegnet eben am meisten ungeübten Gemüthern, die, aus Mangel der Herrschaft über sich selbst und besserer Gesinnungen, von jedem stürmischen Affekt sich hinreissen lassen und einer ungebundenen Lebensart nachhängen: Inzwischen belegen, wie der göttliche Plato sagt, Götter und Menschen die Rede, die leichteste Sache von der Welt, mit der allerschwersten Strafe; da hingegen das Stillschweigen aller Orten ungestraft ausgeht, nicht nur, wie Hippokrates sagt, nicht dürsten macht, sondern, wenn man geschmäht wird, wirklich einen sokratischen, oder vielmehr herkulischen Ernst und Ansehen verschaft. Denn Herkules

. . . achtete schimpfliche Reden noch minder
als Mücken.

Und gewiß ist nichts schöner, nichts anständiger, als, weil der Feind in Schmähworte ausbricht, stille zu bleiben, und bey dem Lästerer gleichsam als bey einem rauschenden Felsen ruhig vorbeyzuschwimmen. Dieses ist noch von einem ausgebreitetern Nutzen. Denn, wenn du dich gewöhnest die Schmähungen deines Feindes mit Stillschweigen zu erdulden, so wirst du die Anfälle von Zorn deiner Frau, und die bittern Reden eines Freundes oder Bruders ganz gelassen ertragen; ja wenn dein Vater und deine Mutter dich schlagen oder nach dir werfen, so wirst du in deinem Gemüthe darüber keinen Zorn oder Unwillen empfinden. Sokrates lernte eben deswegen seine Xantippe, so zornmüthig und beschwerlich sie war, geduldig ertragen, weil er glaubte, er werde desto leichter mit allerley Leuthen umgehen können. Es ist aber weit besser, man übe sich bey Feinden und Fremden, Spottreden und Schmähungen, Wuth und Bosheit ruhig anzuhören, und ein gesetztes Gemüth zu behalten.

So verschaffen uns Feindschaften Gelegenheit, Sanftmuth und Gelassenheit zu zeigen. Redlichkeit, Großmuth und Güte finden sonst mehr statt bey Freundschaften; es ist aber bey weitem nicht so schön seinen Freunden Gutes zu thun, als schändlich es ist, solches zu unterlassen, wenn sie es bedürfen. Keine Rache an seinem Feinde ausüben, wenn eine Gelegenheit sich dazu zeigt, das ist Menschlichkeit; aber im Unglück Mitleiden mit ihm haben, auf sein Flehen ihm beystehen, den Kindern und Hausgenossen seines Feindes, wenn sie in verlegene Umstände gerathen, Wolwollen und thätliche Hülfe beweisen, dies ist ein so hoher Grad von Sanftmuth und Menschenliebe, daß wer davon nicht gerührt, nicht in Bewunderung hingerissen wird, ein schwarzes Herz von Diamant oder Eisen haben muß. Cicero sagte, als Cäsar die niedergestürzten Ehrensäulen des Pompejus wieder aufrichten hieß: Du hast zwar die Bildsäulen des Pompejus aufgerichtet, aber zugleich deine eigenen dadurch befestigt. Man soll also mit Lobsprüchen und Eh-

renbezeugungen gegen seinen Feind nicht sparsam seyn, wenn er dieselben verdienet; denn ein solches Lob bringt selbst dem, der es giebt, ein weit grösseres Lob, und verschaft ihm mehr Glauben, wenn er ihn zu einer andern Zeit tadelt, weil er es alsdann nicht aus Haß gegen den Mann zu thun scheint, sondern weil er seine Handlung wirklich mißbillige. —

Ueberdas, welches das schönste und nützlichste dabey ist, wer sich gewöhnt hat, selbst seine Feinde zu loben, und sich nicht zu betrüben, noch sie zu beneiden, wenn es ihnen wol gehet, der ist gewiß weit davon entfernt, den Wolstand seiner Freunde mit neidischen Augen anzusehen. Welche Uebung aber könnte unsern Seelen einen grössern Nutzen schaffen, oder sie in eine schönere Verfassung setzen als diejenige, welche sie von aller Neigung zur Eifersucht und Neid befreyet? Denn gleichwie der Krieg manches, das an sich selbst schlimm ist, nach sich zieht, das aber, wenn es einmal zur Gewohnheit worden und die Stärke eines Gesetzes erhalten hat,

nicht

nicht mehr so leicht kann abgeschaffet werden, obgleich man Schaden davon verspüret, so führt die Feindschaft nebst dem Haß Neid, Eifersucht, Schadenfreude, Groll mit sich, und läßt in dem Gemüthe Spuren davon zurücke; ja noch andre mehr, als List, Betrug und Nachstellungen, die weder schlimm noch gegen einen Feind ungerecht zu seyn scheinen, die, wenn sie einmal in dem Gemüthe sich festgesetzt, schwerlich mehr daraus können weggebracht werden: Ja wenn man dieselben in seinem Betragen gegen Feinde nicht vermeidet, so kan man aus Gewohnheit zuletzt gegen Freunde sich derselben bedienen. Wenn nun Pythagoras Recht daran that, da er um alle Grausamkeit und jede ungerechte Begierde sich abzugewöhnen, bey den unvernünftigen Thieren den Anfang machte; Vogler um die Gefangenen Vögel bat, und von den Fischern ganze Netze voll Fische kaufte, dieselben frey wegschwimmen zu lassen befahl, und jedes zahme Thier zu tödten verbot, so stehet es dem Menschen ja noch weit besser an,

wenn

wenn er bey Streitigkeiten und Händeln mit Nebenmenschen sich als Feind edelmüthig, gerecht und wahrheitliebend beträgt; jede schlimme, bösartige und niederträchtige Leidenschaft bezähmt, damit er, wenn er mit Freunden etwas in Ordnung zu bringen hat, immer ein gesetztes Gemüth behalte und von allen schlimmen Kunstgriffen sich enthalte. Scaurus war dem Domitius feind und sein öffentlicher Ankläger: Ein Bedienter des Domitius kam zu ihm, noch ehe der Rechtshandel entschieden war, unter dem Vorwand, er habe ihm etwas geheimes anzuzeigen. Scaurus ließ ihn nicht einmal reden, sondern den Menschen alsbald greifen, und sandte ihn seinem Herrn zurücke. Cato zog den Muräna der Bestechung wegen vor Gericht, und sammelte zu dem End Beweise. Es begleiteten ihn nach Gewohnheit einige, die alles was vorgieng beobachteten: Die Beobachter fragten ihn nun manchmal, ob er heute Beweise sammeln oder etwas, das die Anklage betreffe, vornehmen wolle? Sagte er nun, nein,

so stellten sie ihm völligen Glauben zu und giengen davon. Dies ist ein sehr starker Beweis von der grossen Achtung, in welcher Cato stand. Noch weit grösser und schöner aber ist es, wenn man sich so sehr gewöhnet hat, in allem gegen seine Feinde gerecht zu verfahren, daß man unmöglich dahin gebracht werden kann gegen seine Bekannte und Freunde ungerecht oder hinterlistig zu handeln.

Da aber, nach dem Ausspruch des Simonides, alle Lerchen Büschlein auf ihren Köpfen haben müssen, und die menschliche Natur Zank- und Eifersucht und Neid, die Gefehrten leerer Köpfe, wie Pindar sich ausdrückt, mit sich führet, so ist es gewiß nicht übel gethan, wenn man diese Leidenschaften gegen seine Feinde ausläßt, und indem man alle Unreinigkeit über sie ausleeret, gleichsam diese Cloaken von seinen Freunden und Bekannten wegzuleiten trachtet. Onomademus, ein in der Politik sehr verständiger Mann scheint dieses sehr wol eingesehen zu haben. Er hielt es bey einem Aufruhr mit

der-

derjenigen Parthey, welche die Oberhand behalten. Da nun gab er den Rath: Man solle nicht alle von der Gegenparthey fortschaffen, sondern einige in der Stadt behalten; damit wir nicht, sagte er, wenn keine Feinde mehr vorhanden sind, mit unsern Freunden zu zanken anfangen. So werden auch diese Leidenschaften, wenn ihre Wuth sich an unsern Feinden abgekühlet, unsre Freunde nicht mehr beunruhigen. Kein Töpfer sollte zwar, wie Hesiodus (*) sagt, den Töpfer, kein Dichter den Dichter beneiden; niemand auf seinen Nachbar, noch seinen Verwandten, noch seinen Bruder eifersüchtig seyn, wenn er zu grossen Reichthümern gelanget, und das Glück alle seine Unternehmungen begünstigt. Allein, wenn du dich auf keine andre Weise von Zank und Neid, und Zwist losmachen kannst, so gewöhne dich, zum wenigsten, den Wolstand deiner Feinde zu beneiden; reize und schärfe an ihnen deine Zanksucht. Geschickte Gärtner stehen in der

(*) Tagwercke. v. 25.

der Meynung: Rosen und Violen wachsen weit schöner, wenn sie Knoblauch und Zwiebeln daneben pflanzen; weil sie alles, was in der Nahrung dieser Pflanzen scharfes nnd stinkendes ist, an sich ziehen: So wird auch dein Feind, indem er alles neidische und bösartige auffängt, dich liebreicher gegen deine Freunde und vergnügter über ihren Wolstand machen. Eben deswegen sollen wir uns auch mit ihnen um Ruhm und Macht, und rechtmäßige Vermehrung des Vermögens in einen Wettstreit einlassen, und nicht nur uns quälen, wenn sie uns darinne vorkommen, sondern das alles wol in Obacht nehmen, wodurch sie einen Vorzug vor uns erhalten haben: Wir sollen zugleich trachten, sie an Sorgfalt und Arbeitsamkeit an kluger Mässigung und Aufmerksamkeit, auf uns selbst zu übertrefen. So sagte Themistokles, der zu Marathon erfochtene Sieg des Miltiades lasse ihn nicht schlafen. Denn der, welcher siehet, daß sein Feind bey Ehrenstellen, bey Führung öffentlicher oder Privatgeschäfte, in der Gunst und Ansehn bey Freunden und hohen Personen ihm

vorgezogen wird, und, anstatt selbst etwas zu wagen und ihm nachzueifern, darüber nur den Muth verliert und ihn mit scheelen Augen betrachtet, der zeigt, daß er von einem trägen und verzagten Neid sich gänzlich beherrschen lasse: Wer hingegen für das Gute, das sein Gegner besitzet, aus Haß nicht blind ist, sondern seinen ganzen Wandel, seine Sitten, Reden und Thaten als ein unpartheyischer Zuschauer betrachtet, und dabey wahrnimmt, daß alles das, was seinen Neid erregt, gröstentheils durch Sorgfalt, Vorsichtigkeit und vortrefliche Thaten erlanget worden, der wird dadurch seine Begierde nach Tugend und Ruhm aufs neue beleben, indem er mit allen Kräften nach dem gleichen Ziele streben und alles schläfrige und muthlose aus seiner Seele verbannen wird.

Sehen wir aber, daß unsre Feinde durch Schmeicheley, durch Betrug, durch Rechtshändel, durch Anerbietung ihrer Dienste zu schändlichen und niederträchtigen Unternehmungen, an dem Hof oder in dem Staat Macht

und Ansehn, und dadurch beträchtliche Vortheile erlangt haben, so soll uns das nicht nur keinen Verdruß, sondern vielmehr Freude verursachen, da wir denselben unsre Freyheit, die Reinigkeit unsers Lebens und unser unsträfliches Betragen entgegenstellen können. Denn alles Gold über und unter der Erde kömmt in keine Vergleichung mit der Tugend, sagt Plato. Und der Ausspruch Solons soll unserm Geist immer gegenwärtig seyn:

Niemals werden wir an Schätze und irrdisches Glück
Unsre Tugend vertauschen. . . .

Niemals werden wir das Zujauchzen des mit öffentlichen Malzeiten gemietheten Volkes, noch die Ehrenbezeugungen und die ersten Plätze bey den Verschnittenen, den Buhlerinnen und Satrapen der Könige, uns dafür wünschen. Denn nichts ist wünschenswerth, nichts ist schön, was durch schändliche Mittel erlangt wird. — Und da, wie Plato sagt, ein Liebhaber für den Gegenstand seiner Liebe mehrentheils blind ist, so

können wir an unsern Feinden weit eher bemerken, was schändlich ist. Allein weder die Freude über ihre Vergehungen, noch das Mißvergnügen über ihre schöne Thaten dörfen jemals unthätig bleiben; beyde sollen uns auf die festen Gedanken bringen, daß wir theils sie zu übertreffen trachten, indem wir ihre Fehltritte vermeiden, theils nicht hinter ihnen zurückbleiben, sondern ihre Thaten nachahmen.

VI.

Von dem Glücke der Römer.

Die Tugend und das Glück (*) haben schon manchen, und zwar sehr heftigen Streit gegen einander geführt; doch führen sie dermalen wol den wichtigsten, da sie um die Herrschaft der Römer mit einander rechten: Wer von beyden sich dieselbe als sein Werk zueignen könne, und wer eine so grosse Macht zu Stande gebracht habe? Der siegende Theil wird dadurch ein Zeugniß seiner Vortreflichkeit, und überdas eine

(*) Vermuthlich verstehet Plutarch durch das Glück eben das was Antonin. „Alles was man dem „Glück zuschreibt, sagt er, geschiehet durch die Na„tur, oder die Verbindung und Zusammenkettung „der Ursachen, die die Fürsicht regiert.„ B. II. §. 3.

Vertheidigung gegen die ihm gemachten Anschuldigungen erhalten. Man wirft nämlich der Tugend vor, sie sey zwar schön, aber ohne Vortheile; dem Glücke aber, es sey ohne Bestand, doch an sich selbst gut: Die Arbeiten der Tugend seyn fruchtlos, die Geschenke des Glückes unsicher. Welchem von beyden nun Rom zuerkennt wird, da wird man gestehen müssen, entweder die Tugend sey höchst vortheilhaft, welche tugendhaften Männern so grosse Güter verschaft; oder das Glück sey höchst beständig, das den Genuß seiner Gaben schon so lange Zeit vergönnet hat. So unähnlich an sich selbst das Glück und die Weisheit sind, sagt Jon (*) in seinen prosaischen Schriften, so ähnlich sind beyde in ihren Wir-

(*) Jon, ein tragischer und lyrischer Dichter und zugleich ein Philosoph, lebte um die 82ste Olympiade. Er schrieb in Prosa Triagmen: Jede Tugend wird als eine Dreyeinheit, der Klugheit, der Macht und des Glückes betrachtet. Vermuthlich ist diese Stelle des Plutarch auch daher genommen.

Wirkungen. Beyde verschaffen den Menschen Ansehn und Ehre; beyde erheben sie zu Ruhm, Macht und Herrschaft. Was mag ich aber der Ordnung nach alle ihre Wirkungen erzählen, da einige die Natur selbst, die alles hervorbringt und uns giebet, nichts anders als Glück, andre aber nichts anders als Weisheit zu seyn glauben. Dadurch wird Rom schon ausserordentlich geehrt, wenn man seinethalben, so wie bey der Erde, dem Meer, dem Himmel und den Gestirnen, die gleiche Untersuchung anstellt: Ob der Zufall, oder die Fürsehung dasselbe hervor und in Ordnung gebracht habe?

So sehr das Glück und die Tugend mit einander allezeit im Streit liegen, und so sehr sie von einander abgehen, so glaube ich mich doch nicht zu betriegen, wenn ich behaupte, sie hätten sich zur Gründung einer solchen Macht und Herrschaft vereinigt, und mit vereinten Kräften das schönste der menschlichen Werke zur höchsten Vollkommenheit gebracht. Plato (*) sagt,

(*) Im Timaeus.

die ganze Welt sey zuerst aus Feuer und Erde, als den nothwendigsten und ersten Grundtheilen gebildet worden, damit dieselbe sichtbar und fühlbar würde. Die Erde gab, nach seiner Meynung, ihr die Schwere und Festigkeit; das Feuer die Farbe, die Gestalt und Bewegung: Die mittlern Elemente, das Wasser und die Luft aber mäßigten und dämpften die Stärke und Heftigkeit der andern, brachten sie näher zusammen und dienten zur Vermischung des Grundstoffes. So hat auch die Zeit, die nebst Gott den Grund zu der Grösse Roms geleget hat, das Glück und die Tugend auf das engste mit einander verbunden, damit sie, vermittelst der Eigenschaften von beyden, allen Menschen einen heiligen Tempel bereitete, einen wolthätigen und dauerhaften Ruheplatz und ewige Grundveste, die, wie Demokritus sagt, bey den Abwechselungen und Fluthen der menschlichen Dinge statt eines Ankers dieneten. Diese Welt, so sagen die Naturlehrer, weigerte sich anfänglich eine Welt zu werden. Die Körper wollten sich

lange nicht vereinigen, noch durch ihre gemeinschaftliche Verbindung der Natur ihre gehörige Gestalt geben. Die kleinern Körper trieben hin und wieder zerstreut in der Irre herum, und und wollten sich gar nicht vereinigen, nicht zusammenstossen. Die grössern und dichtern Körper führten mit gewaltigen Bewegungen gegen einander heftige Kriege. Es war ein allgemeiner Sturm und Gährung; nichts als Herumirrung, alles mit Niederlagen und Schiffbruch bedeckt; bis daß die Erde aus den schwimmenden sich itzt vereinigenden Theilen ihre gehörige Grösse erhalten, sich festgesetzt, und andern Körpern auf ihr, und rund um sich her, einen sichern Ruheplatz verschaffet hat. So wurden auch die grösten Machten und Herrschaften unter den Menschen vom Ungefähr hin und her geworfen und gegen einander gestossen, weil keine die Oberherrschaft hatte und alle darnach strebten. Allenthalben herrschte ein allgemeiner Sturm, Verwirrung, und beständige Veränderungen, bis das Rom zu jener Macht und Hoheit em-

vorgestiegen, vermittelst welcher dasselbe theils die Nationen und Völker, aus welchen es bestand, theils fremde und jenseits des Meeres gelegene Königreiche mit sich verband, und allen diesen einen festen und sichern Ruheplatz verschafte, da es durch eine friedliche Welt, nun einmal ungestört, in einem einzigen Zirkel sich drehte. Den Männern, die es unternommen Rom zu dieser Höhe emporzuheben, stand freylich die Tugend mit aller Macht bey, und das Glück begünstigte sie nicht minder, wie wir in dem Verfolge zeigen werden.

Bey der Auflösung dieser Aufgabe däucht es mich, ich stehe gleichsam auf einer Warte und sehe das Glück und die Tugend sich nähern, um einander den Vorzug streitig zu machen. Die Tugend verräth in ihrem Gang Ruhe, und in ihren Blicken Standhaftigkeit. Nacheifernde Ehrbegierde verbreitet eine Röthe über ihr Antlitz: Sie bleibt weit hinter dem Glück, das ihr zuvoreilt, zurücke, in dem Begleit und unter dem Schutz von .

(*) Furchtbaren Männern: Sie hatten Waffen mit Blute besprizet...

Vorwerts sind sie ganz mit Wunden bedeckt; Blut träufelt mit Schweiß vermischt an ihnen herab. Sie stehen auf der halbzerbrochnen Beute des Krieges. Wollt ihr fragen wer sie sind? Wir sind die Fabricier, sagen sie, die Camillen, die Lucii, die Cincinnaten, die Maximi Fabii, die Claudii Marcelli, die Scipionen. Dort sehe ich den Claudius Marius, der auf das Glück zörnt, und den Mucius Scävola, der seine brennende Hand ausstreckt und laut ruft: Schenkst du diese auch dem Glück? — Ich sehe den Pakius, den Marcus, der an dem Tiberfluß so tapfer focht und mit tyrhenischen Pfeilen bedeckt ward; er beut den hinkenden Schenkel dar, und ruft aus einem tiefen Strudel empor: Bin ich auch von ungefehr gelähmt worden? Dies ist das Chor der Tugend, das in den Streit zieht.

Schwer-

(*) Odyssee. Λ. v. 41.

(*) Schwerbewafnet, den Feinden schrecklich. Hurtig in ihren Bewegungen, mit stolzen Gebehrden und kühnen Hofnungen näherte sich die Göttin des Glückes, und ließ die Tugend weit hinter sich zurück. Denn diese schwingt sich nicht mit leichten Flügeln empor; sie steht nicht mit den äussersten Zehen auf einer Kugel, wo sie schlüpfrig und zweifelhaft sich nähert, und unfreundlich sich entfernt. Sie macht es wie die Venus, von welcher die Spartaner sagen, wenn sie über den Eurotas gehe, so lege sie den Spiegel, den Schmuck und den Liebesgürtel ab, und nehme, sich für den Lycurgus zu schmücken, Spieß und Schilde. So hat des Glückes Göttin die Perser und Aßyrier verlassen, Macedonien schnell durchgeflogen, den Alexander bald von sich abgeschüttelt, und, nachdem sie die Königreiche Aegypten und Syrien durchschweift, oft wiederkehrend die Carthaginienser getragen: Nachdem sie sich aber dem Palatium genähert, und über den Tyber gesetzet, so

(*) Aeschylus.

so hat sie, wie es scheint, die Flügel an den Füssen losgebunden, und die unstäte und veränderliche Kugel weggethan. So kam sie nach Rom um daselbst zu bleiben, und so erschien sie zum Streite. Sie war nicht unfolgsam, wie Pindar sie beschreibt; sie führte auch nicht das zweyfache Steuerruder, sondern sie erschien vielmehr als die Schwester der Gerechtigkeit und der Suada, und als die Tochter der Vorsicht, wie Alkman ihr Geschlecht herleitet. Sie hatte jenes berühmte Füllhorn des Ueberflusses in der Hand, nicht mit immer neuen Früchten angefüllt, sondern so wie es in reichem Ueberfluß alle Schätze ausgeußt, welche die ganze Erde, das weite Meer, die Flüsse, die Mettallgruben, und alle Meerporte verschaffen können.

Man siehet bey dem Glück nicht wenig berühmte und grosse Männer stehen. Pompilius Numa, der von Sabinern und Priskus der von Tarquinii herstammete; Fremdlinge, die das Glück auf den Thron des Romulus erhoben hat. Paul Aemyl, der sein ganzes Heer unver-

wun-

wundet von dem Perseus und den Macedoniern zurückgebracht, und dessen Triumph keine Thräne gekostet hat, erhebt das Glück bis an den Himmel. Dasselbe erhebt auch Cäcilius Metellus Macedonicus, der edle Greis, der von vier Söhnen, die alle Consularen waren, von Q. Balearicus, L. Diadematus, M. Metellus und C. Caprarius, zween Tochtermännern, ebenfalls Consularen, und Enkeln die in hohen Würden im Krieg und Frieden sich grossen Ruhm erwarben, zu Grabe getragen ward: — So auch Aemylius Scaurus, der von einer unedeln Lebensart, und von noch unedlerm Herkommen aus einem ganz unberühmten Hause zum ersten Rang im Senat erhoben ward. So hat das Glück den Cornelius Sylla, aus dem Schooß der Nikopolis, einer feilen Dirne gerissen, weit über die cimbrischen Triumphe des Marius empor, nach sieben Consulaten, zur Einzelherrschaft und Dictatorwürde erhoben. Er sah sich offenbar mit seinen Thaten, als ein

Kind der Göttinn des Glückes an, und rufte laut mit dem Oedipus des Sophokles:

Ich glaube selbst des Glückes Sohn zu seyn.

In römischer Sprache ward er Felix genennet; an Griechen aber schrieb er also: Lucius Cornelius Sylla Epaphroditus; auch heißt er also in der Inschrift der Siegeszeichen zu Cheronäa, und denen vom Mithridates; und zwar mit Recht. Denn an Dingen, so die Venus betreffen, hat nicht die Nacht, wie Menander glaubt, sondern das Glück den grösten Antheil. Wer sich nun beym Anfang dieses Streites für das Glück partheyen wollte, der könnte die Römer selbst als Zeugen anführen, die dem Glück mehr Achtung als der Tugend erzeiget haben. Erst späthe und lange nach der Erbauung der Stadt hat Skipio Numantinus der Tugend, und nachher Marcellus der Tugend und der Ehre Tempel erbauet. Den Tempel der Mens (des denkenden Theils) hat Scaurus Aemylius, der zu den Zeiten des cimbrischen Krieges gelebt hat, geweihet. Man fieng

damals an diese zu verehren, weil sich schon ein Strom von rednerischem Geschwätz und sophistischen Spitzfündigkeiten in die Stadt ergossen hatte. Hingegen hat bis auf itzt weder die Weisheit, noch die Mäßigkeit, noch die Standhaftigkeit, noch die Großmuth, noch die Enthaltsamkeit einen Tempel erhalten; die prächtigen und alten Tempel des Glückes aber sind fast zugleich mit der Grundlegung Roms errichtet worden.

Ancus Marcius, der Tochtersohn des Numa, und der vierte König nach Romulus war der erste, welcher der Fortuna (der Göttin des Glückes) einen Tempel errichtet, und vielleicht der Tapferkeit den Beynamen des Glückes gegeben hat, weil diese Göttin doch zu den Siegen der Tapferkeit sehr viel beyträgt. Den Tempel des weiblichen Glückes hatten die Römer schon vor den Zeiten des Camillus erbauet, da sie vermittelst der Frauen den Marcius Coriolanus, der die Völker gegen die Stadt führte, davon entfernten. Sie unternahmen mit

seiner

seiner Mutter und Frau die Gesandtschaft an denselben, und konnten mit Bitten und Flehen zuletzt von ihm erhalten, daß er die Stadt verschonete, und das Heer der Barbaren wieder abführte. Damals, sagt man, habe, während der Einweihung das Bild der Göttin diese Worte von sich hören lassen: „Ihr Frauen, Bürgerinnen, ihr habet mich heilig, nach den Gesetzen des Vaterlandes geweihet. So hat auch Furius Camillus, da er das Feuer des gallischen Kriegs ausgelöscht, und Rom, das für Gold auf der Waage lag, aus der Waagschale weggenommen, nicht der Klugheit, nicht der Tapferkeit, sondern dem Gerüchte, und der Vorbedeutung, (*) an dem neuen Weg einen Tempel erbauet; an eben dem Orte, wo Marcus Cäditius (**) zu Nacht, während dem spatzie-

(*) Cicero und Livius sagen, man habe dem Gott Ajus Locutius bey diesem Anlas einen Tempel errichtet.

(**) Im Griechischen heißt es Marcus und Decus. Allein im Leben des Camillus nennt ihn Plutarch Cäditius, wie Livius B. V. 32.

ren eine Stimme gehört hatte, welche in kurzer Zeit den gallischen Krieg erwarten hieß. Der Tempel der Fortuna fortis, d. i. der starken, kriegerischen und tapfern Fortuna, weil ihre Macht alles besieget, stand an der Tiber. Die Römer bauten denselben in den von Cäsar dem Volke hinterlaßnen Gärten: Denn sie glaubten, er sey durch die Gunst des Glückes, zu jener Höhe erhoben worden, wie er es auch selbst gestand. Ich würde in der That ein Bedenken tragen von Cajus Cäsar, diesem grossen Mann, zu behaupten, das Glück habe ihn erhoben, wenn er es nicht selbst gesagt hätte.

Cäsar schiffte, den Pompejus zu verfolgen, den vierten Januar, um den kürzesten Tag von Brundusium ab, und kam sicher über Meer, weil das Glück für ihn die Winterstürme zurückhielt. Weil er aber den Pompejus mit seiner ganzen Macht zu Wasser und Land daselbst antraf, seine Völker gegen jene Macht sehr gering waren, und das Heer unter Antonius und Sabinus zögerte, so war er kühn genug, und stieg

in

in ein Boot als Bedienter ohne von dem Schiffpatron oder dem Steuermann gekannt zu werden. Da sie zu der Mündung des Flusses kamen, brauseten ihnen in heftigem Sturm die Wogen entgegen: Cäsar sah, daß der Steuermann den Muth verlor, nahm die Decken von dem Haupt weg, wies sich selbst und sagte: „Nur muthig wackerer Mann, wage es nur und fürchte nichts; überlaß dem Glück die Segel und fange getrost den Wind auf, denn du führest Cäsar und Cäsars Glück.„ So sehr war er überzeugt, daß das Glück stets mit ihm schiffe, reise, streite, das Heer anführe. Dieses Glück war es, welches dem Sturm Stille befahl, den Winter erwärmte, den Langsamen Geschwindigkeit und den Furchtsamen Muth einflößte; ja, was vast allen Glauben übersteigt, das Glück befahl dem Pompejus die Flucht, und dem Ptolemäus den Mord seines Gastfreunds, damit Pompejus zwar fallen, Cäsar aber nicht dadurch befleckt werden mögte. — Doch was sage ich? Hat nicht sein Sohn, der zuerst Augustus genennt

nennt worden und vier und fünfzig Jahre regiert hat, seinem Enkel, da er ihn zum Heer sandte, von den Göttern die Tapferkeit des Scipio, das Wolwollen des Pompejus und sein eigenes Glück angewünscht? Er sah seine Grösse als ein Werk der Göttin des Glückes an, und bekannte dadurch die Urheberin derselben: Sie war es, welche ihn über den Cicero, den Lepidus, den Pansa, den Hirtius, den M. Antonius vermittelst ihrer Thaten, ihrer Hände, ihrer Siege, Kriege, Flotten und Armeen erhöhete, nachdem sie ihn auf die oberste Stuffe der Macht gebracht hatte, diejenigen, durch die er empor gestiegen war, niederstürzte und ihn allein übrig bleiben ließ. Es war für den Augustus, daß Cicero den Staat mit Klugheit regierte, Lepidus das Heer anführte, Pansa siegte, Hirtius fiel, und Antonius üppigem Muthwillen nachhieng: Und Cleopatra selbst war eine Veranstaltung des Glücks des Cäsars; sie war ein Fels, an dem ein so grosser Befehlshaber von

unum=

unumschränkter Macht anstieß und zertrümmert ward, damit Augustus allein sey.

Man sagt, Antonius und Augustus haben manchmal, weil sie in grosser Vertraulichkeit lebten und sehr oft beysammen waren, zur Kurzweil allerley Spiele gespielt: Bald mit dem Ball, bald mit Würfeln; ja bisweilen haben sie auch Gewette mit Thieren, mit Wachteln und Hahnen vorgenommen: Antonius sey aber jedesmal besiegt von dem Spiele weggegangen. Einer von den Freunden des Antonius, der sich rühmte, das Wahrsagen zu verstehen, soll ihm deswegen oft diese freymüthige Erinnerung gegeben haben: „Mein lieber Freund, was hast „du doch allezeit mit diesem Jüngling zu schaf„fen? Meide ihn doch. Du übertriffst ihn frey„lich an Ruhm, an Alter, an ausgebreiteter „Herrschaft, an Menge glücklich geführter Krie„ge und an Erfahrenheit; aber dein Genius „fürchtet den seinigen, und dein Glück, das „an sich selbst groß ist, schmeichelt doch seinem „Glück, und wenn du dich nicht entfernest, so

„wird es dich verlassen und zu ihm übergehen.„—
Dies sind nun die Zeugnisse von Menschen, die
das Glück für sich anführen kann.

Wir wollen itzt Zeugnisse von den Sachen selbst hernehmen, und gerade von dem Ursprung der Stadt Rom den Anfang machen. Wer wird wol läugnen, daß bey der Geburth, der Erhaltung, der Erziehung und Wachsthum des Romulus die Tugend zwar den Grund geleget, das Glück aber darauf fortgebauet habe? Schon bey der Erzeugung und Geburth der Stifter und Erbauer dieser Stadt bemerkt man eine ganz besondere Gunst des Glückes. Ein Gott hat sie mit ihrer Mutter erzeuget. So wie Herkules in einer langen Nacht, da der Tag wider den gewöhnlichen Lauf der Natur aufgehalten ward und die Sonne sich säumte, erzeuget ward, so war auch, wie man sagt, bey der Erzeugung des Romulus, eine Sonnenfinsterniß, wo der Gott des Tages die Luna wirklich umarmete; so wie Gott Mars die sterbliche Silvia in seine Arme schloß. Das nämliche soll dem Romu-

lus

lus bey seinem Hinschied aus der Welt begegnet seyn. Denn man sagt, er sey an den Nonä Capratinä, welcher Tag noch heute sehr prächtig gefeyert wird, da die Sonne verfinstert ward, verschwunden. (*) Da sie geboren waren, und der Tyrann sie wollte tödten lassen, fielen sie einem Knecht in die Hände, der nicht barbarisch und grausam, sondern vielmehr barmherzig und menschenliebend war: Er tödtete nämlich diese Kinder nicht, sondern legte sie an dem Ufer eines Flusses, der die grüne Wiese bespülte, und mit niedrigen Bäumen beschattet ward, nahe bey einem wilden Feigenbaum nieder, welchen man Ruminalis nennte. Hernach kam eine Wölfin, die neulich Junge geworfen, sie aber verloren hatte, dazu; ihre Brüste waren aufgeschwollen, daß sie fast zersprangen: Weil sie nun Erleichterung bedurfte, so deckte sie die Kinder, both ihnen die Brust dar, und ward so von ihrer Milch, und gleichsam den zweyten

(*) Dionys. Halicarn. erzählt den gleichen Umstand. II. B. S. 57.

Geburtsschmerzen entlediget. Der dem Kriegsgott geheiligte Vogel, der Specht, besuchte sie auch, setzte sich auf die äussersten Klauen, öfnete beyder Kinder Mund ein wenig mit der Klaue, schob einen Bissen herein und theilte mit ihnen seine Speise. Man nennet diesen wilden Feigenbaum Ruminalis, von der Brust, an der die Wölfin, indem sie niederkniete, die Kinder hat saugen lassen. Die, so um diese Gegend herum wohneten, hielten auch lange darauf, daß sie keine Kinder aussetzten, sondern alle, die geboren wurden, bey sich behielten, und ihnen aus Ehrfurcht für das Schicksal des Romulus, und wegen ähnlicher Fälle, die gehörige Erziehung gaben.

Eben das nun, daß sie unbekannt zu Gabii, ohne daß man wußte, daß sie Söhne der Silvia und Enkel Numitors und des Königes wären, ernährt und auferzogen worden, scheint allerdings ein geheimer und listiger Kunstgriff des Glückes zu seyn, wodurch es veranstaltete, daß sie nicht, ehe sie handeln konnten, wegen ihres Her-

Herkommens umkämen, sondern zuerst vermittelst edler Thaten sich bekannt machen, und ihre Tugenden den Adel ihres Ursprungs an den Tag legen könnten. Ich erinnre mich hier dessen, was ein grosser und kluger Feldherr, Themistokles zu andern atheniensischen Feldherrn gesagt, die nach ihm den Krieg glücklich geführt hatten und verlangten, dem Themistokles vorgezogen zu werden: Der Tag nach dem Fest, sagte er, hat zu dem Festtag gesprochen, derselbe sey doch ein geräuschvoller unruhiger Tag, hingegen lasse er den gemachten Vorrath mit Ruhe in der Stille geniessen. Du sagst die Wahrheit, antwortete der Festtag; aber wenn ich nicht gewesen wäre, wo wärest du geblieben? So, sagte er, wenn in den medischen Kriegen ich nicht gewesen wäre, was würdet ihr itzt nützen? Eben so, däucht es mich, könnte das Glück die Tugend des Romulus anreden: Deine Thaten sind allerdings glänzend und groß, und du hast in der That gezeigt, daß du von göttlichem Blut und Geschlechte herstammest; aber siehest du wol, wie weit du

hinter mir zurückbleibest? Denn, wenn ich nicht menschenfreundlich und gütig dich begleitet, sondern diese Kinder hätte hülflos umkommen lassen, wie würdest du das Daseyn erhalten, oder mit Glanz haben erscheinen können? Wenn damals nicht ein Weibchen dazugekommen wäre, das, von vieler ueberflüßiger Milch geplagt, eher etwas zu ernähren als aber für sich zur Nahrung gesucht hätte; wenn es wild und hungrig gewesen wäre, so würden die schönen Palläste, die itzt sind, die Tempel, die Schauplätze, Spaziergänge, die Marktplätze, und Archive, Hütten und Städte für Hirten, die unter der Bottmäßigkeit eines albanischen, tyrrhenischen, oder lateinischen Herrn stühnden, seyn. Es kömmt bey allen Dingen auf die ersten Anfänge sehr viel an, insonderheit bey der Grundlegung einer Stadt. Diese hat Rom dem Glück zu danken, das seinen Stifter errettet und erhalten hat. Die Tugend hat den Romulus groß gemacht; das Glück hat ihn bis auf die Zeit erhalten, da er groß werden konnte.

Unter

Ueber die lange Regierung des Numa hat bekanntermassen eine ganz besondere Gunst des Glückes geherrscht. Dies nun, daß die Nymphe Egeria, eine der Dryaden, und weise Göttin sich in ihn verliebt, in vertraulichem Umgang mit ihm gelebt, ihn unterrichtet und mit ihm die Staatsverfassung entworfen habe, mag so ziemlich fabelhaft seyn: Denn die andern alle, von denen man sagt, daß sie Göttinnen zu Frauen gehabt, und von ihnen seyn geliebt worden, Peleus und Anchises, und Orion und Emathion, haben nicht allemal lauter schöne und kummerfreye Tage in ihrem Leben genossen. Numa hingegen scheint die günstige Göttin des Glückes zur Hausgenoßin, zur Beysitzerin und Mitregentin gehabt zu haben. Da Rom, gleich den wütenden Wogen und dem stürmenden Meer, wegen des Hasses und der Feindschaft seiner Nachbarn und angränzenden, hin und her getrieben ward und von unzählbaren innwendigen Uebeln und Zweytrachten aufwallete, so hat sich das Glück desselben angenommen, und die Wuth und Miß-

gunst

gunst seiner Feinde gleich Winden gestillet. Und wie das Meer, nach der gemeinen Sage, die jungen Eysvögel (Halkyonen) (*) im Winter aufnimmt, errettet und ernährt, so umgab das Glück dieses Volk, das neulich errichtet worden und noch in Bewegung war, mit einer so ruhigen Stille, welche keine Kriege, Seuchen, Gefahren und Schrecken störeten, daß es indessen Wurzel fassen, und dem Staat, der in der Stille sicher und ungehindert verstärkt ward, eine gesetzmäßige Verfassung geben konnte. So wie man auf die Verfertigung eines Lastschiffes oder einer Galere manchen Streich und grosse Gewalt verwenden muß, und bey der Zusammenfügung Hämmer, Nägel, Keile, Sagen und Aexte bedarf, und wenn es nun vollendet, eine gewisse Zeit noch an derselben Stelle bleiben muß, biß daß die Bande sich befestigen und die Fugen fest aneinander schlüssen; weil, wenn man

(*) Siehe Plinius Nat. Geschich. X. 32. und Aelian von Thieren. I. 36.

man es, da die Fugen noch frisch und weich sind, ins Meer brächte, durch die Erschütterung alles auseinander gehen, und Wasser einlassen würde: So mußte der erste Urheber und Stifter von Rom, der dasselbe aus Bauern und Hirten, als starken Eichen zusammengefügt hatte, nicht geringe Arbeiten erdulden, und nicht verächtliche Feinde und Gefahren bestreiten, als er genöthiget ward, die, welche den Anfängen und der Gründung desselben sich widersetzten, abzutreiben. Der zweyte aber, der nach ihm Rom beherrschte, hat durch die Vergünstigung des Glückes Zeit bekommen, den wachsenden Staat enger zu verbinden und stärker zu befestigen, weil ihm friedsame und ruhige Zeiten zu Theil wurden. Hätte damals irgend ein Porsenna ein tyrhenisches Kriegsheer vor Rom geführt, und aus den Verschanzungen die noch feuchten und wankenden Mauern bestürmt, oder ein aus Neid und Eifersucht nach Streit und Krieg begieriger Lucanier, wie nachher Mutilus und der beherzte

(*) Silon, oder der letztbesiegte des Sylla, Telesinus, war; hätte ein solcher gleichsam auf ein gegebenes Zeichen ganz Italien bewafnet, und den Philosophen Numa mitten unter den Opfern und Gebeten mit der Kriegstrompete umtönet, so würden die geringen Anfänge Roms einen so heftigen Sturm und Erschütterung nicht haben aushalten, noch jemals zu einer so zahlreichen Menge tapferer Männer anwachsen können. Der Friede, den die Römer damals genossen, scheint demnach eine Zubereitung und ein Vorrath für dieselben zu den darauf folgenden Kriegen gewesen zu seyn. Das römische Volk hatte seit den Kämpfen, die es unter dem Romulus ausstehen mußte, in dreyundvierzig ruhigen Jahren, gleich einem Fechter, seine Kräfte geübt, und sich in Stand gesetzt, in Zukunft seinen Widersächern mit ihnen gewachsener

sener

(*) Papius Mutilus, Anführer der Samniter, und Pompedius Silo der Marser, in dem Krieg der Bundsgenossen, im J. R. 661.

sener Stärke sich zu widersetzen. Man sagt, es habe Rom diesen ganzen Zeitraum durch weder Hunger noch Seuche, noch unfruchtbare Zeiten, noch ungewöhnliche Hitz oder Kälte geplagt; so daß man leicht sehen kann, daß nicht menschliche Klugheit, sondern ein göttliches Geschicke diesen ganzen Zeitlauf beherrschet hat. Es ward damals die Pforte des Janustempels, welche man die Pforte des Krieges nennet, beschlossen. Sie wird nämlich geöfnet, wenn Krieg, und zugeschlossen, wenn der Friede wieder hergestellet ist. Nach dem Tod des Numa ward derselbe, als der Krieg mit den Albanern ausbrach, wieder geöfnet. Hernach folgten unzähliche Kriege aufeinander, so daß er erst nach vierhundert und achzig Jahren, bey dem Frieden nach dem punischen Krieg, unter dem Consulat des C. Atilius und Titus Manlius beschlossen worden. Nach diesem Jahr ward der Tempel wieder aufgethan, und die Kriege dauerten fort bis zu dem Sieg des Augustus bey Aktium. Damals ruhten die Waffen der Römer für eine kleine

Zeit.

Zeit, weil die Unruhen, dadurch die Cantabrer der Krieg in Gallien und Germanien ausbrach, den Frieden störten. — Dies sind nun die Zeugnisse für die Gunstbezeugungen, welche das Glück dem Numa in ruhigen Zeiten erwiesen hat.

Die Könige, die auf ihn gefolgt sind, haben die Göttin des Glückes als die Vorsteherin und Pflegamme von Rom, ja als die Stütze der Stadt, wie Pindar sie nennet, verehrt. Man kann solches aus folgendem sehen. Es ist zwar ein Tempel der Tugend, Virtutis, wie sie dieselbe nennen, zu Rom, der in grossen Ehren gehalten wird, allein er ward erst späte, nach vielen Jahrhunderten von Marcellus, dem Eroberer Syrakusens, erbauet. Der Verstand, oder die Klugheit, welche sie Mentem nennen, hat auch einen Tempel; allein denselben hat Skaurus Aemylius, der um die Zeit des cimbrischen Krieges gelebt hat, geweihet, ehe noch die Wissenschaften, die Spitzfündigkeiten und das Geschwätz der Griechen sich in Rom eingeschlichen

hatten.

hatten. Die Weisheit hat, eben so wenig als die Mäßigkeit, die Standhaftigkeit und die Großmuth bis auf die gegenwärtigen Zeiten noch keinen Tempel zu Rom: Das Glück hingegen hat sehr viele, alte und in allen Absichten prächtige Tempel, die fast alle in den schönsten Theilen und Gegenden der Stadt hin und wieder zerstreut demselben sind errichtet worden. Der Tempel des männlichen Glückes ist von Ankus Marcius, dem vierten Könige gegründet, und also benennet worden, weil das Glück sehr viel zu den Siegen der Tapferkeit beygetragen. Den Tempel des weiblichen Glückes haben, wie jedermann weiß, die Frauen, die den Marcius Coriolanus, der ein feindliches Heer gegen die Stadt führte, abgewendet haben, geweihet.

Servius Tullius, ein Mann, der unter allen Königen am meisten die Macht des Volkes vergrössert und den Staat in Ordnung gebracht, für das Stimmengeben in den öffentlichen Versammlungen, und für das Kriegswesen neue Verordnungen eingeführt, der erste Censor und

Oberaufseher der Lebensart und der Mäßigkeit der Bürger gewesen, und den Ruhm des tapferſten und klügſten Mannes ſeines Zeitalters behauptet, dieſer hat ſich völlig für ein Werk des Glückes angeſehen, und ihm das Königreich verdankt: Ja man ſagt, die Göttin des Glückes habe mit ihm Umgang gepflogen und ſey durch ein Fenſter zu ihm in ſein Haus herabgeſtiegen, daher die Pforte Feneſtella dieſen Namen hat. Er hat alſo auf dem Capitol dem Glück den Tempel mit Namen Primigeniä, welches man überſetzen kann, der erſten Mutter, erbauet; und einen andern der Fortunä Obſequentis, welches einige durch folgſam, andre durch gnädig überſetzen. Ich will die römiſchen Benennungen nicht weiter anführen, ſondern nur in unſrer Sprache die verſchiedenen Gottheiten der Tempel herzählen. Es befindet ſich auch auf dem palatiniſchen Berg ein Tempel des Privatglückes, und ein andrer des klebrichten Glückes, welcher Beynamen zwar lächerlich ſcheinet, doch in einer Metapher daſſelbe

vor-

vorstellt, wie es entfernte Dinge an sich ziehet, und anklebende Dinge festhält. Bey dem so geheissenen mooßigten Brunn ist auch noch ein Tempel des jungfräulichen Glückes. (*) In der langen Gasse befindet sich ein Tempel des hofnungvollen Glückes, oder unter dem Bild der Hofnung vorgestellt. Ein Tempel des männlichen Glückes stehet nahe bey dem Altar der Venus Epitalaria. Das Glück ward daneben auf tausenderley Arten, und unter unzählichen Benennungen verehrt, wovon Servius die meisten angeordnet hat, weil er wol wußte, daß das Glück auf alle menschliche Dinge einen grossen oder vielmehr den grösten Einfluß hat, und daß es denselben vorzüglich bey seinem eigenen glücklichen Geschicke bewiesen, da er, ungeachtet ihn sein Herkommen zu einem Gefangenen und Feind der Römer gemachet hatte, zur königli-

(*) Von Esquilien, thut Amiot noch hinzu, aus einem hier vorkommenden Wort, welches Xylander nicht versteht. Amiot hat, so wie er die Schreibzeichen setzt, noch eine Göttin mehr.

chen Würde erhöhet worden. — Bey der Eroberung der Stadt Corioli von den Römern, ward das Mädchen Okrisia — das Schicksal konnte weder seine schöne Gestalt noch seine edeln Sitten verdunkeln — gefangengenommen, und der Tanaquil, des König Tarquinus Gemahlin als ein Aufwartmädchen übergeben. Einer von den Angehörigen des Hauses, welche die Römer Clienten nennen, nahm sie zur Frau, und von diesen ward Servius gebohren. . . . Andre behaupten, die Sache verhalte sich nicht also; (*) sondern die Okrisia soll als Jungfrau jedesmal etwas von Speisen und Wein ab der königlichen Tafel gesondert, und bey dem Feuerheerd als ein Opfer dargebracht haben. Da sie nun nach Gewohnheit einst diese Erstlinge ins Feuer geworfen, soll die Flamme plötzlich erloschen, und ihr aus dem Feuerheerd die Merkmale eines Mannes erschienen seyn. Das Mädchen,

(*) Dionysius Halicarn. hält diese Erzählnng für eine der Götter unwürdige Fabel. B. IV.

chen, ganz erschrocken, habe solches Tanaquiln im Vertrauen erzählt. Diese nun, da sie eine kluge und verständige Frau war, und etwas göttliches dabey vermuthete, habe das Mädchen gleich einer Braut ausgeschmückt, und zu dieser Erscheinung eingeschlossen. Einige sagen, der Hausgott, andre Vulkanus sey in sie verliebt gewesen. Dem sey nun wie ihm wolle, Servius ward geboren, und da er noch ein Kind war, soll sein Haupt mit einem dem Blitz ähnlichen Glanze gestrahlt haben. — Die so dem (*)Antias folgen, erzählen es noch auf eine andre Art. Da dem Servius seine Frau Gegania gestorben, so hat sich zugetragen, daß er, von Traurigkeit und Unmuth besiegt, in Gegenwart seiner Mutter eingeschlafen: Indem er aber schlief, sey es den Frauen vorgekommen, als wenn sein Haupt mit Feuer umglänzet wäre, welches ein

(*) Valerius Antias lebte zu den Zeiten des Sylla: Er hat Annalen, ein ziemlich grosses Werk geschrieben.

Zeugniß, daß sein Ursprung von dem Feuer herzuleiten, zugleich aber ein glückliches Wahrzeichen von der königlichen Würde gewesen, zu welcher er nach dem Tod des Tarquinius, durch die Bemühungen der Tanaquil ganz unverhoft gelanget ist. Denn unter allen Königen scheint er am wenigsten Geschick und Neigung zur Einzelnherrschaft gehabt zu haben. Da er nun dieselbe abzulegen gedachte, ward er von ihr daran verhindert, indem sie, wie es wahrscheinlich ist, ihn auf dem Todbette beschworen, daß er die königliche Gewalt und die von den Vorfahren hergebrachte Regierungsart beybehalten mögte. Solchergestalt war die Hoheit des Servius allerdings ein Werk des Glückes, zumal er dazu wider seine Erwartung gelanget, und mit Widerwillen dieselbe behalten hat.

Wir wollen aber itzt die Könige fahren lassen, damit es nicht den Anschein habe, als ob wir, aus Mangel augenscheinlicher und heller Beweise, zu den alten Zeiten, als einem dunkeln Orte, unsre Zuflucht nehmen, und uns da

zu verstecken suchen. Laßt uns also lieber von ihren bekanntesten Thaten und berühmtesten Kriegen reden. Wer wird nicht eingestehen, daß zu dem Krieg Muth und Tapferkeit, und Folgsamkeit, diese Gehülfin der kriegerischen Tugend, wie Timotheus sie nennet, in hohem Grade erfodert werden? Wer über den glücklichen Fortgang und den stürmischen Anlauf Roms zu einer grossen Macht und ausgebreiteten Herrschaft vernünftig nachdenkt, der wird finden, daß man diese nicht menschlichen Händen und Bemühungen, sondern einem göttlichen Antrieb und dem beschleunigenden Winde des Glückes zuzuschreiben habe. Trophäen erheben sich an Trophäen, Triumphe begegnen Triumphen. Das an die Wafen gespritzte Blut der ersten Schlacht wird, noch warm, von dem Blut der zweyten weggespült. Man zählt die Siege nicht nach der Menge der Todten oder der Spolien, sondern nach eroberten Königreichen, überwältigten Nationen, nach den Inseln und dem festen Lande, welche die Gränzen seines grossen

Reichs erweitern. In einer Schlacht verlor Philippus Macedonien. Auf einen Schlag wiech Antiochus aus Asien. Einmal besiegt, verloren die Carthager Libyen. Ein Mann eroberte in einem einzigen Kriegszug Armenien, Pontus, Syrien, Arabien, die Albaner, die Iberen, alles bis zu dem Berge Caucasus und den Hyrcaniern: Dreymal sah ihn als Sieger der den Erdball umfliessende Ocean: In Afrika hat er die Numidier bis an die mittäglichen Gestade zurückgetrieben: Iberien, das an dem Aufruhr des Sertorius Theil nahm, bis zu dem atlantischen Meere verwüstet; und da er die Könige der Albanier verfolgte, fand er erst beym caspischen Meer das Ziel seiner Kriege. Alle diese Thaten vollführte er durch die Gunst des öffentlichen Glückes, hernach aber ward er von seinem eigenen Schicksal zu Boden gestürzt.

Der grosse Schutzgeist Roms haucht nicht nur einen Tag, noch blühet er nur eine kurze Zeit, wie der macedonische. Seine Macht er-

strekt

LB Coburg

streckt sich nicht nur über das feste Land, wie des laconischen, oder nur über das Meer wie die Macht des Schutzgeistes von Athen: Er regte sich nicht erst so spâthe wie Persiens, noch ruhete er so bald wieder wie der Schutzgeist der Colophonier. Mit der ersten Anlage der Stadt wuchs er auf, nahm mit ihr zu, regierte mit ihr, und blieb beständig zu Wasser und Land, im Krieg und Frieden, wider Barbaren und wider Griechen bey ihr. Dieser ließ den carthaginiensischen Hannibal, gleich einem Strom, in Italien sich ergiessen und rieb ihn daselbst auf, da ihm wegen des Neids und den Zwistigkeiten seiner Mitbürger keine verstärkende Hülfe zufloß. Dieser hielt die Kriegesheere der Cimbrier und Teutonen vermittelst grosser Zwischenräume der Zeit und des Orts von einander entfernt und getrennet, damit Marius einem jeden nach dem andern ein Treffen zu liefern gewachsen wäre, und nicht zugleich, mit vereinter Macht, dreyßig Myriaden unbesiegter Krie-

ger mit unwiderstehlichen Wafen ganz Italien überschwemmen könnten! Durch ihn blieb Antiochus ruhig, da Philippus bekrieget ward; und als Antiochus in Gefahr gerieth, lag der andre schon gestürzt am Boden. Als Italien durch den marsischen Krieg in Feuer und Flammen gesetzt ward, hielten den Mithridates die sarmatischen und basternischen Kriege auf. Durch ihn ward Tigranes von Mithridates, da dieser sich in glänzenden Umständen befand, vermittelst des Verdachts und Neides getrennt; nachdem er aber besiegt war, in seinen Umsturz mit einverwickelt.

War es nicht das Glück, welches Rom in den äusserſten Nöthen aufrecht erhielt? Da die Gallier das Capitolium rund herum einschlossen und die Festung berennten,

> Sandt' es verderbliche Seuche ins Heer. Es fielen die Völker. (*)

Das

(*) Ilias. A. v. 10.

Das Glück und der Zufall haben ihren nächtlichen Angriff, der, ohne daß ihn ein Mensch bemerkt hätte, geschahe, verrathen. Es wird nicht unschicklich seyn hiervon etwas weitläuftiger zu reden.

Nach der grossen Niederlage der Römer an dem Flusse Allia, flohen die einen nach Rom, und setzten das Volk daselbst in Bestürzung und Schrecken, so daß nur wenige sich wagten, sich in das Capitol zu werfen und den Feind daselbst zu erwarten. Andre versammelten alsobald nach dem Verlust sich zu Veji, und ernannten den Furius Camillus zum Dictator; eben den Camillus, den das im Wolstand übermüthige Volk gestürzt und niedergedrückt hatte, da er wegen eines Raubes an dem gemeinen Gut angeklagt und verfällt ward. Allein, durch diesen Unfall niedergeschlagen und gedemüthigt, rief es denselben zurück und gab ihm jetzt freywillig eine ganz unumschränkte Gewalt in die Hände. Damit es aber nicht den Anschein habe, als ob

Camillus nur wegen der Umstände der Zeit, da fast alle Hofnung für die Errettung Roms verschwunden war, und nicht auf eine gesetzmäßige Weise zu dieser Würde gelanget wäre, und bloß von einem durch die Waffen zerstreuten und herumirrenden Haufen gewählt worden, so mußten zuerst die Senatoren, so sich auf dem Capitol befanden, davon benachrichtigt und die Wahl der Soldaten durch ihre Beystimmung bestäthigt werden. Nun war ein sehr tapfrer Mann, Cajus Pontius; der unternahm es denen in dem Capitol die Meynung persönlich zu überbringen. Er wagte sich damit in grosse Gefahr, weil er mitten durch die Feinde den Weg nehmen mußte, die das Schloß ringsum mit Wachen und Wällen eingesperrt hatten. Da er nun bey Nacht an das Gestad des Flusses kam, legte er breite Stücke von Kork unter seine Brust, vertraute seinen Leib diesem leichten Fahrzeug, und überließ sich dem Lauf des Stromes. Dieser trug ihn ganz sanft und gemächlich, so daß

er ohne Gefahr das jenseitige Ufer erreichte. Von da gieng er gegen die Oerter zu, wo man am wenigsten Lichter sahe. Denn aus der Dunkelheit und der Stille schloß er, daß niemand daselbst wäre; und so kam er bis zu dem Fuß des Capitols, kletterte dann an den Felsen, auf die er den Fuß setzen oder sich an denselben festhalten konnte, durch gesenkte Stellen, Krümmen und hervorragende Steine mit grosser Schwierigkeit hinauf, bis er den Gipfel erreicht hatte, wo er von den Schildwachen empfangen ward. Pontius eröfnete hierauf denen die drinnen waren die Meynung, erhielt den Schluß des Senats und kehrte zu Camillus zurücke. Des folgenden Tags spatzierte einer der Barbaren von ohngefehr an dem nämlichen Orte; nahm hier Spuren des äussersten Theils der Füsse wahr, wo sie angesetzt worden oder ausgeglitschet, fand dort das Gras, so an den Orten wächst, wo ein wenig Erde ist, abgerissen und zertretten, und Merkmale, wo jener mit dem Leib

durchgekrochen und durch krumme Wege sich durchgearbeitet hatte, und gieng hin und sagte es den Uebrigen. Diese glaubten, der Feind zeige ihnen selbst den Weg, bestrebten sich es nachzuthun, und stiegen bey Nacht, bey tiefster Stille, hinauf, ohne daß, nicht nur die Menschen sondern auch die Gefährten und Hüter der Schildwachen, die Hunde, dieselben im geringsten verspürten; so sehr war alles in Schlaf gesunken. Dennoch fehlte es auch damals dem günstigen Glücke Roms nicht an einer Stimme, die das grosse obschwebende Unglück anzeigen und verrathen konnte. Es waren unfern von dem Tempel der Juno geheiligte Gänse, welche zum Dienst der Göttin ernährt wurden. Da nun diese Thiere von Natur furchtsam sind, bey jedem Geräusche auffahren, und sonst wegen des Mangels an Lebensmitteln, der in dem Capitol schon groß war, ihre Fütterung vernachläßigt ward, so lagen sie in einem leichten und nüchternen Schlafe: Daher merkten sie

es, so bald die Krieger zu oberst auf der Mauer sich zeigten, und liefen denselben mit einem wilden Geschrey entgegen; sie wurden aber durch den Anblick der Waffen noch heftiger erschreckt, so daß sie den ganzen Platz mit einem scharfen und durchdringenden Geschrey erfüllten. Die Römer, dadurch aufgeweckt, sahen bald was es bedeutete, trieben die Feinde ab und stürzten sie von der Höhe hinunter. Das Glück triumphiert bis auf den heutigen Tag mit dieser Begebenheit, da zu dem Andenken derselben ein an einem Pfahl aufgehängter Hund und eine Gans, auf einem kostbaren Bette mit ernstem Anstand sitzend, in einer Sänfte herumgetragen werden. Dieses Schauspiel zeigt die grosse Macht des Glückes, das, wenn es sich der Sachen annimmt und sie auszuführen sucht, auch bey den verwirrtesten Fällen einen Ausgang findet, indem es dummen und unvernünftigen Thieren Verstand, und Furchtsamen Stärke und Muth verleihet.

Wer

Wer muß nicht in bewunderndem Erstaunen sich verlieren, wenn er mit gerührtem Herzen in Gedanken die traurige Niedergeschlagenheit derselben Zeit, und den höchsten Gipfel der Glückseligkeit der itzigen mit einander vergleicht; wenn er den schimmernden Reichthum der geweihten Gaben erblickt, den nacheifernden Streit der Künste, die prächtigen Geschenke der Städte, die Kronen der Könige, die Erstlinge vou alle dem, was die Erde nnd das Meer, und die Inseln und das feste Land, Flüsse, Bäume, Thiere, Felder, Berge und Metallgruben hervorbringen, wie dies alles um die Wette sich bestrebt, diesen Ort mit Pracht und Schönheit auf das zierlichste auszuschmücken; und zugleich denkt, wie wenig gefehlt hätte, daß dies alles niemals zu Stand gekommen, und itzt nicht wäre. — Denkt, daß damals, da alles mit Feuer und schrecklicher Dunkelheit, und Dampf und Schwerdtern der Barbaren und blutdürstigen Kriegern angefüllet war, ver-

ächt-

achtliche, unvernünftige und furchtsame Thiere die Rettung dieser Stadt veranlasset haben; daß jene grossen Männer und vortrefliche Feldherrn, die Manlii, die Servii, die Postumii, die Papyrii, die nachherigen Stammväter so edler Familien, so nahe an dem Rande des Verderbens, zur Vertheidigung des Vaterlandes und des Schutzgottes der Stadt von Gänsen seyn aufgeweckt worden.

Wenn wahr ist, was Polybius in dem zweyten Buch von den Galliern, die damals Meister von der Stadt Rom waren, erzählet, daß sie nämlich wegen einer erhaltenen Nachricht, daß zu Hause von den benachbarten Barbaren, die in ihr Land einen Einfall gethan und sich davon bemächtigt haben, alles verwüstet werde, mit dem Camillus Frieden geschlossen und zurückgezogen seyn, so kann nun kein Zweifel statt haben, daß nicht das Glück die Ursache von der Be-

freyung Roms gewesen, weil es dadurch die Feinde entfernet, oder vielmehr wider alle Erwartung von Rom abgewendet hat.

Allein, was wollen wir uns lange hiebey aufhalten, da man doch nichts zuverläßiges und bestimmtes davon weiß, weil, wie Livius erzählet, damals die Sachen der Römer gänzlich zu Grunde gegangen und die Nachrichten sehr verworren sind; um so viel mehr, da die nachher erfolgten Begebenheiten, welche bekannt und zuverläßig, genugsame Proben von der Gunst des Schicksales vorlegen.

Dahin zähle ich auch den Tod Alexanders, eines Mannes, der mit seinem grossen Glücke, mit glänzenden Thaten unbesiegter Kühnheit und Stärke der Seele gleich einem Gestirne vom Aufgang zum Niedergang stürmend daher fuhr, und schon anfieng den

Glanz

Glanz seiner Waffen bis in Italien zu werfen. Er hatte zum Vorwand seines Kriegszugs den Alexander, den König der Molosser, der von den Brutiern und Lucaniern bey Pandosia getödtet worden, in der That aber war die Ursache, seine Begierde nach Ruhm und Herrschaft, die ihn gegen jedes Volk unter Waffen brachte, nebst der Nacheiferung, die Gränzen der Kriegszüge des Bacchus und Hercules mit seinen Waffen zu übersteigen. Er hatte gehört, daß die Macht und Stärke Roms sich vor Italien gleich einem gestählten Eisen zur Gegenwehr stelle. Der Namen und weitschallende Ruhm der Römer hatte sie ihm als Kämpfer, die sich schon in tausend Kriegen geübt hätten, bekannt gemacht; und es ist zu vermuthen, daß es nicht ohne Blutvergiessen abgelaufen wäre, wenn unbesiegte Waffen mit stolzen unbezwingbaren Herzen sich in Kampf eingelassen hätten: Denn diese waren damals

an der Zahl nicht weniger als hundert und dreyßig tausend, alle kriegerisch, alle tapfer;

> Gleich gewöhnet, zu Pferd und zu Fuß den
> Feind zu bestreiten.

Verbesserungen und Zusätze zu dem ersten Band.

	Seit.	Zeile.	
Vorrede.	2.	14.	Verzeihen anstatt verziehen.
— — —	8.	14.	Um Nachsicht anstatt Nachsicht.
Schrift.	16.	7.	Gehört zu den Versen diese Anmerkung: Hesiodi Opera & Dies. v. 361.
— —	55.	5.	Cybelens anstatt Cybeles.
— —	71.	12.	Gehört zu den Versen diese Anmerkung: Euripides im Bellerophon.
— —	91.	17.	Agamemmnon anst. Er.
— —	92.	4.	Glücklich schätz ich dich Greis — hinlebt, sind Verse aus des Euripides Iphigenia in Aulis. Siehe Cic. Tusc. III.
— —	104.	7.	Herumgelaufen anstatt geloffen.

175. In

Seit. Zeile.

— — 115. In der Anmerkung: Volam anstatt Volum.

— — 159. 21. Dach anstatt Tach.

— — 163. 19. Dionys ist zu Corinth. Dazu gehört die Anmerkung: Demetrius Phalereus umschreibt dies also: Dionysius, der ehemals ein so mächtiger Beherrscher als du war, lebt itzt als Privatmann zu Corinth in verächtlichen Umständen.

LB Coburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Plutarchus,

Auserlesene moralische Schriften von Plutarch

Bd.: 2

1769

Coburg, Landesbibliothek -- A II 9/8(2)
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11912588-3